

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument zu drucken und aus diesem Dokument zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internet-Adresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors. Quelle: <http://www.mythos-magazin.de>

„Das Kleid des Arbeiters“.
Der Stellenwert der Technik im Weltbild Ernst Jüngers

Magisterarbeit
zur Erlangung
des Grades Magister Artium
der Philosophischen Fakultät
der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

von
Torsten Schlemmer

Inhaltsverzeichnis	Seite
1. Einleitung	1
2. Kriegsschriften und politische Publizistik	3
2.1 Fortschrittsoptimismus	3
2.2 Die Materialschlacht: „In Stahlgewittern“	4
2.3 Die Metaphysik des Krieges: Kleinere Kriegsschriften	7
2.4 Der Neue Nationalismus: Politische Publizistik	13
2.5 Der Dichter als Deuter: Das Konzept der stereoskopischen Optik	17
3. Die organische Konstruktion: „Der Arbeiter“	21
3.1 Das Vorspiel: „Die totale Mobilmachung“	21
3.2 Ernst Jüngers Gestaltbegriff	22
3.3 Die „Gestalt des Arbeiters“ als Zeitdiagnose	24
3.4 Die Technik als Werkzeug des Arbeiters	29
3.5 Die Prognose: Das Reich des Arbeiters	32
3.6 Kritik und Anmerkungen zur Rezeption	33
4. Ernst Jüngers „theologische Wende“	35
4.1 Innere Emigration	35
4.2 Dichterischer Widerstand: „Auf den Marmorklippen“	38
4.3 Ernst Jünger im Zweiten Weltkrieg	42
4.4 Technik und Theologie: „Heliopolis“	46
5. Vom Waldgänger zum Anarchen: Politik und Esoterik	51
5.1 Partisan und Prophet: Essayistik 1950 - 1960	51
5.2 Die magische Technik im Experiment: „Gläserne Bienen“	59
5.3 Die Geschichtslosigkeit der Gegenwart: „Eumeswil“	63
6. Exkurs: Martin Heideggers Frage nach der Technik	68
7. Schluss	70
Literatur- und Abkürzungsverzeichnis	74

1. Einleitung

An die Absicht, Entwicklung und Gehalt des Weltbilds Ernst Jüngers vor dem Hintergrund seines Gesamtwerkes im Rahmen einer literaturwissenschaftlichen Arbeit darzustellen, sind besondere Herausforderungen geknüpft. Jüngers affirmative, metaphysisch begründete Haltung gegenüber dem Krieg und sein publizistischer Kampf gegen das politische System der Weimarer Republik in den 1920er Jahren machen eine ideologiekritische Bewertung ebenso unabdingbar, wie seine angebliche spätere Wandlung zu einem unpolitischen, theologisch-esoterischen Deuter der Moderne (vgl. Kap. 5).

Nachdem Jünger in den 1960er und 1970er Jahren heftiger Kritik ausgesetzt war und schließlich als diskreditiert galt, gibt es seit etwa 1980 in Publizistik und Literaturwissenschaft die Tendenz einer Re-Integration des Jüngerschen Werkes in den Kanon der deutschsprachigen Literatur der sogenannten „klassischen“ Moderne.¹ Im Zuge dieser Entwicklung werden die politischen Implikationen in Jüngers Werk größtenteils ausgeblendet oder zumindest marginalisiert, was zu groben Missverständnissen bezüglich der Intentionen des Autors führt.²

In der vorliegenden Arbeit soll daher aufgezeigt werden, dass Ernst Jünger auch nach seiner ausdrücklichen Distanzierung von der Ideologie der Nationalsozialisten nachweislich gegenaufklärerische, auf die Wiederherstellung einer totalitären Staatsform gerichtete Absichten verfolgt hat.

In diesem Kontext spielt die Technik im Werk Ernst Jüngers eine exponierte Rolle. Bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg betrachtet Jünger den Siegeszug und die Auswirkungen der Technik auf den Menschen als Symptom einer nahenden Zeitenwende (vgl. Kap. 2). Diese Auffassung wird Jünger mehrfach modifizieren, in verschiedenen, der geschichtlichen Entwicklung angepassten Kontexten beleuchten, und mit einem quasi-religiösen Korrektiv versehen. Das grundsätzliche Strukturmodell – die Technik als treibende Kraft eines metaphysischen Vorgangs, der die Welt zu verändern sucht und einen neuen Menschentypus erfordert, bzw. erzeugt – bleibt jedoch unverändert bis ins Spätwerk erhalten. Insofern muss die Technik als integraler Bestandteil des Jüngerschen Weltbildes betrachtet werden, der eine unverbrüchliche Einheit mit den geschichtsphilosophischen und politischen Überzeugungen des Autors

1 Vgl. Helmuth Kiesel: Tendenzen der publizistischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Ernst Jünger und seinem Werk. In: Ernst Jünger – Eine Bilanz. Hrsg. von Natalia Zarska, Gerald Diesener u. Wojciech Kunicki, Leipzig 2010 (im Folgenden zit. als: Eine Bilanz), S. 512ff.

2 Vgl. Horst Seferens: Leute von übermorgen und von vorgestern. Ernst Jüngers Ikonographie der Gegenaufklärung und die deutsche Rechte nach 1945. Bodenheim 1998, S. 9ff.

bildet. Daher ist es erstaunlich, dass bislang nur sehr wenige Studien vorliegen, die diesen Aspekt umfassend thematisieren. Zwei Arbeiten, die in den 1960er Jahren in der ehemaligen DDR verfasst wurden, zielen darauf ab, die Unvereinbarkeit der Technikphilosophie Jüngers mit den Zielen des Marxismus nachzuweisen, und kommen daher zu Ergebnissen, die wiederum selbst ideologisch motiviert sind.³ Olaf Schröter hingegen hält die Frage nach einer politischen und geistigen Wandlung Jüngers in Bezug auf die Technikfrage für „unwichtig“ und blendet die politische Programmatik in Jüngers Werk nach 1939 größtenteils aus.⁴

Ausgehend von der Untrennbarkeit von Jüngers politischen, geschichtsphilosophischen und technikphilosophischen Überzeugungen ergibt sich eine weitere Grundannahme der vorliegenden Arbeit: Jüngers Beharren auf einigen wenigen, bereits früh formulierten weltanschaulichen Prinzipien legt ihn auf eine Technikauffassung fest, in deren Rahmen die möglichen Gefahren der wissenschaftlich-technischen Entwicklung (etwa im Bereich der Nuklearphysik und der Gentechnologie) in einem politisch-gesellschaftlichen Diskurs nicht beherrschbar sind.

Das bisher Dargelegte legt eine chronologische Vorgehensweise nahe, anhand derer nachvollzogen werden soll, welche Einflüsse Jünger zu welchem Zeitpunkt aufnimmt, und wie er diese Versatzstücke sukzessive zu einem im Kern statischen Gedankengebäude zusammen fügt, das auch in wechselnden Begründungszusammenhängen und unter veränderten geschichtlichen Rahmenbedingungen als objektive Wahrheit ausgegeben wird.

Abschließend erfolgt ein kurzer Exkurs über die Technikphilosophie Martin Heideggers, der grundsätzliche Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Technikauffassung von Jünger und Heidegger beleuchten soll (Kap. 6). Dies ist dem Umstand geschuldet, dass beide, der Literat und der Denker, im Laufe des 20. Jahrhunderts wiederholt wechselseitig aufeinander Bezug genommen haben.

Zitiert wird in der Regel nach:

Ernst Jünger: Sämtliche Werke, 18 Bände, ergänzt durch vier Supplement-Bände, Stuttgart: Klett-Cotta 1978 – 83 (=SW)

3 Vgl. Theodor Schwarz: Zur Technikphilosophie Ernst Jüngers. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 15. Jg. (1967), S. 530ff.; Dieter Teichmann: Über die Einheit menschlicher und technischer Entwicklung. Eine Auseinandersetzung mit der Mystifizierung der Technik in Ernst Jüngers Werk. Diss. phil. Leipzig 1961, S. 231ff.

4 Vgl. Olaf Schröter: „Es ist am Technischen viel Illusion“. Die Technik im Werk Ernst Jüngers. Diss. phil. Berlin 1993, S. 3f.

2. Kriegsschriften und politische Publizistik

2.1 Fortschrittsoptimismus

Im Geburtsjahr Ernst Jüngers, 1895, entdeckte der Physiker Wilhelm Conrad Röntgen die nach ihm benannten Röntgenstrahlen – ein Ereignis, dem Jünger rückblickend eine außerordentliche Bedeutung zuschreibt:

„Die Entdeckung Röntgens eröffnet das Jahrhundert der Technik. [...] Ohne Röntgen hätten wir nicht die Entwicklung der atomaren Forschung gehabt, man hätte die Spaltung nicht durchgeführt und nicht an Kernfusion denken können. Sie sehen, eine kleine und große wissenschaftliche Geste steht am Anfang der Modernität dieses Jahrhunderts.“⁵

Es ist, trotz innenpolitischer Auseinandersetzungen und diplomatischer Krisen, auch eine harmlose und sorglose Zeit, in der Ernst Jünger aufwächst.⁶ Es herrscht Frieden und Wohlstand, die bereits stark industrialisierte Wirtschaft prosperiert, längst werden Maschinen in Serie produziert. Elektrische Reklame, Automobile und Straßenbahnen prägen Anfang des 20. Jahrhunderts das Erscheinungsbild der Großstädte. Doch der Fortschritt zeigt auch seine schädliche Seite: Das Leben wird lauter, schneller und gefährlicher. Beliebte Schlagworte sind „Tempo“ und „Rationalisierung“, das Produktionstempo in den Fabriken nimmt zu, neue Unfallquellen entstehen, die Nervosität („Neurasthenie“) wird zur Massenerscheinung.⁷

Noch ist die öffentliche Meinung von Fortschrittsgläubigkeit dominiert, doch insbesondere im Lager der nationalistischen Kritiker des Reiches mehren sich bereits Stimmen, die die Überlagerung der einheimischen Kultur durch internationale Formen der industriellen Zivilisation beklagen. Stärker als anderswo wird die Entfremdung in der Moderne in Deutschland als Überfremdung empfunden. Die Politisierung der Antithese zwischen (internationaler) technisch-wissenschaftlicher Zivilisation und (nationaler) Kultur erreicht schließlich im Zusammenhang mit den genaueklärerischen „Ideen von 1914“ ihren Höhepunkt.⁸

Im Elternhaus Jüngers – der Vater ist ein entschieden rationalistisch und positivistisch eingestellter Chemiker – werden die neuesten technisch-wissenschaftlichen Erkenntnisse mit großem Interesse verfolgt und diskutiert.⁹

5 Ernst Jünger (1995), zitiert nach Antonio Gnoli und Francesco Volpi: Ernst Jünger. Die kommenden Titanen. Wien 2002, S. 17.

6 Golo Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 1958, S. 549.

7 Joachim Radkau: Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis heute. Frankfurt/Main 2008, S. 24, 139, 156ff., 234, 241; Helmuth Kiesel: Ernst Jünger. Die Biographie. München 2009, S. 23.

8 Vgl. Gilbert Merlio: Kultur- und Technikkritik vor und nach dem ersten Weltkrieg. In: Titan Technik. Ernst und Friedrich Georg Jünger über das technische Zeitalter. Hrsg. von Friedrich Strack, Würzburg 2000 (im Folgenden zit. als Titan Technik), S. 20f.

9 Kiesel 2009, a.a.O., S. 34; Hans Harald Müller: Das Kriegserlebnis im Frühwerk Ernst. In: Ernst Jünger im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Hans-Harald Müller und Harro Segeberg, München 1995, (im Folgenden zit. als Ernst Jünger im 20. Jh.), S. 16; Gnoli und Volpi, a.a.O., S. 18.

Tief bewegt ist der 17-jährige Ernst Jünger 1912 vom Untergang der „Titanic“. Später wird er die Katastrophe als „großartiges Symbol“ für den „Schiffbruch der Idee des Fortschritts selbst“ bezeichnen.¹⁰ Ein Jahr später ist der miserable Schüler und eifrige Leser von Kriegs- und Abenteuerromanen bereits auf der Jagd nach Sensationen: Jünger reißt aus, tritt der französischen Fremdenlegion bei und wird nach Nordafrika verschifft. Seinem Vater gelingt es jedoch, die Anwerbung seines Sohnes für widerrechtlich erklären zu lassen, woraufhin Ernst Jünger zurück nach Deutschland geschickt wird.¹¹

2.2 Die Materialschlacht: „In Stahlgewittern“

Drei Tage nach Beginn der Mobilmachung, am 1. August 1914, meldet sich der Primaner Ernst Jünger in Hannover als Freiwilliger, und ist am 27. Dezember 1914 – „fröhlich wie an einem Feiertage“ (SW 1, 544) – auf dem Weg an die Front.¹² Von einer ideologischen Motivation kann hier keine Rede sein, es ist die pure Abenteuerlust, die Jünger, wie viele seiner Generation, in den Krieg treibt: „Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch.“ (SW 1, 11)

Dem Rausch folgt die baldige Ernüchterung, denn Jünger findet einen anderen Krieg vor als erwartet: Der Vorstoß nach Frankreich hat sich im Stellungskampf, im Grabenkrieg festgefahren. Seine Erlebnisse an der Westfront bis zu seiner Entlassung am 25. August 1918 hält er in Tagebüchern fest. Literarisch aufbereitet und nachträglich mit Reflexionen und Erläuterungen versehen, erscheinen diese Aufzeichnungen 1920 unter dem Titel „In Stahlgewittern“ zunächst im Selbstverlag.¹³ Die abschreckende Genauigkeit der Gewaltdarstellung hat einerseits zu Kritik und Befremden geführt,¹⁴ ermöglichte aber – gegen Jüngers Intention – auch die Rezeption des Werkes als Antikriegsbuch.¹⁵ Die Diskussion der „Stahlgewitter“ innerhalb der Ernst Jünger-Forschung wird in den vergangenen Jahrzehnten maßgeblich von drei Ansätzen bestimmt: Während Klaus Theweleit mit psychoanalytischen Deutungsmustern operiert und die Ursachen für die kriegerische Gewalt am geistigen Klima und den Erziehungsmethoden im wilhelminischen Deutschland festmacht, befasst sich Karl-

10 Ernst Jünger (1995), zitiert nach Gnoli u. Volpi, a.a.O., S. 113.

11 Kiesel 2009, a.a.O., S. 41ff., 51.

12 Kiesel 2009, a.a.O., S. 110f.

13 Steffen Martus: Ernst Jünger, Stuttgart 2001, S. 17f.; vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 112ff.

14 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 195; Martus 2001, a.a.O., S. 18; Johannes Volmert: Ernst Jünger. „In Stahlgewittern“, München 1985, S. 44.

15 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 18.

Heinz Bohrer formalästhetisch mit der abgeklärten Erzählhaltung Jüngers und führt sie auf ein „Stilideal der dekadent-ästhetizistischen Literatur“ zurück.¹⁶ Mit Jüngers selbst formulierter Maxime, einer entschiedenen Sachlichkeit der Beschreibung,¹⁷ korrespondiert Helmut Lethens Theorie einer „Verhaltenslehre der Kälte“: Deren oberstes Gebot sei eine von moralischen Reflexionen unbelastete Wahrnehmungsschärfe.¹⁸

Keines seiner Werke hat Jünger öfter und einschneidender überarbeitet als „In Stahlgewittern“ – es existieren insgesamt sieben Fassungen aus dem Zeitraum von 1920 bis 1978.¹⁹ Um Hinweise auf Jüngers Weltbild und seine Einschätzung der Technik zu Beginn der 1920er Jahre zu erhalten, ist es daher sinnvoll, auf eine möglichst frühe Fassung der „Stahlgewitter“ zurückzugreifen. Da die Erstfassung schwer zugänglich ist und Fassung II von 1922 nur unwesentliche Änderungen aufweist,²⁰ dient im Folgenden Fassung II (=SG2) als Grundlage des Vergleichs mit der Fassung letzter Hand (=SW1). Jünger konzentriert sich in den „Stahlgewittern“ auf die Darstellung des entbehrungsreichen soldatischen Lebens und die detaillierte Schilderung der Kampfhandlungen. Fragen nach Ursache und Sinn des Krieges werden in beiden Fassungen nicht aufgeworfen, das massenhafte Sterben erscheint als notwendiges Schicksal: „Man hatte das Empfinden des Unentrinnbaren und unbedingt Notwendigen wie einem Ausbruch der Elemente gegenüber“ (SG2, 69 / SW1, 103). Sinn des Krieges ist der Krieg selbst als unbeeinflussbares Naturgesetz, das jegliche ethische Stellungnahme erübrigt.²¹ Folglich spielt auch die persönliche Verantwortung des Soldaten im Kriegstagebuch keine Rolle: In Fassung II wird sie schlicht nicht thematisiert, in der letzten Fassung ist es „der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt“ (SW1, 252). Die Schicksalhaftigkeit des Geschehens kommt insbesondere auch im konzeptuellen Metaphernsystem „Krieg als Naturvorgang“ (als „Orkan“, „Feuersturm“ oder „rasender Donner“; SG2, 73, 197 / SW1, 107, 238) zum Ausdruck.²² Eine prägende Erfahrung, die Jünger aus dem Krieg mitbringt, ist die gesteigerte

16 Klaus Theweleit: Männerphantasien. Basel, Frankfurt/Main, Bd. 2, S. 246ff., 439; Karl-Heinz Bohrer: Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk. München, Wien 1978, S. 19, 132.

17 Im Vorwort (S. V) von: Ernst Jünger: In Stahlgewittern“. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers. 3. Aufl., Berlin 1922 (im Folgenden zit. als SG).

18 Helmut Lethen: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt/Main 1994, S. 11, 64, 187ff., 204.

19 Kiesel 2009, a.a.O., S. 222ff.

20 Ebd.

21 Hans Verboven: Die Metapher als Ideologie. Eine kognitiv-semantische Analyse der Kriegsmetaphorik im Frühwerk Ernst Jüngers, Heidelberg 2003, S. 245.

22 Verboven, a.a.O., S. 245ff., 287.

Intensität des Erlebens angesichts von Gefahr und Tod: „Man zittert unter zwei gewaltigen Sensationen: der gesteigerten Aufregung des Jägers und der Angst des Wildes“ (SG2, 47 / ähnlich lautend SW1, 77). Bisweilen gerät er in Zustände der Raserei: „Der übermächtige Wunsch zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpreßte mir bittere Tränen“ (SG2, 198 / SW1, 242). Erst später wird er jedoch den metaphysischen Rückschluss ziehen, dass der Frontsoldat, der in solchen Erfahrungen ein höheres Leben lebt, einer „neuen Rasse“ angehört, die – im Gegensatz zum Bürger – in inniger Verbindung zum Elementaren steht (vgl. Kap. 2.3).

Auch der Stilisierung des soldatischen Heroismus fehlt in Fassung II noch eine entscheidende Qualität. Zwar sind die Kämpfer der Stoßtrupps auch hier „Fürsten des Grabens“ (SG2, 182 / SW1, 226), sie können „zermalmt, aber nicht besiegt werden“ (SW1, 107 / ähnlich lautend SG2, 74) und müssen sich „ganz neuen Formen des Krieges“ (SG2, 80) anpassen.

Fast alle Charakteristika, die als Vorwegnahme der „Gestalt des Arbeiters“ (vgl. Kap. 3) gedeutet werden können, entstammen jedoch späteren Überarbeitungen: Der Soldat als „ein Bewohner einer fremden und härteren Welt“ (SW 1, 99), der Generalarzt, der mit „ameisenhafter Kaltblütigkeit am Ausbau seiner Ordnungen beschäftigt“ ist (SW 1, 38), die Techniker des Störungstrupps als „Arbeiter im tödlichen Raum“ (SW1, 126). Einzig die physiognomischen Merkmale des „Arbeiters“ sind bereits in SG2 angelegt: Gesichter, die „unbeweglich“, „hart“, „entschlossen“, „scharfgeschnitten“ sind (SW1, 99, 226, 260).

Letztlich ist der ursprüngliche weltanschauliche Gehalt der „Stahlgewitter“ sehr gering. Auch nationalistische Anklänge sind in beiden Fassungen nicht nachzuweisen. Lediglich Fassung III von 1924 enthält nationalistische Akzentuierungen und Bekenntnisse, die jedoch während der Überarbeitung, die zu Fassung IV von 1932/33 führte, wieder von Jünger getilgt wurden.²³

Die Technik erscheint in den „Stahlgewittern“ primär als Waffentechnik, ferner als Kommunikations- und Transporttechnik, sowie als organisatorisch bedingte, auf Funktionalität gerichtete Arbeitstechnik.

Der waffentechnische Fortschritt seit dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 ermöglicht erstmals in der Geschichte die „Materialschlacht“ (SG2, 80 / SW1, 75), in der die Artillerie die tragende Rolle spielt. Der Beschuss aus der Ferne führt zu einer Anonymisierung des Kriegsgeschehens: Scheinbar aus dem Nichts einschlagende

23 Kiesel 2009, a.a.O., S. 222f.

Granaten machen das Geschehen „rätselhaft, unpersönlich“, es kostet Mühe, die „Zusammenhänge zu begreifen“ (SG2, 3 / SW1, 13). Ein Gegner ist nicht in Sicht, während ganze Häuser „wie durch Zaubermacht“ vom Erdboden eingesogen werden (SG2, 104 / SW1, 147). Anstatt dem Menschen als Mittel der Naturbeherrschung zu dienen, erzeugt die Technik als Gegen-Natur künstliche Katastrophen:²⁴ Die Technik tritt in ein Konkurrenzverhältnis zur Natur.

Das Kriegsgerät selbst wird bereits in SG2 mit Tiermetaphern belegt, etwa wenn ein Tiefflieger als „Aasvogel“ bezeichnet wird (SG2, 72 / SW1, 106), die prägnantesten Bilder der letzten Fassung fehlen jedoch: Die Kokarden feindlicher Flugzeuge, die den Boden „wie große Schmetterlingsaugen“ absuchen, Tanks als „Kriegselefanten der technischen Schlacht“ oder „unbeholfene Riesenkäfer“ (SW1, 40, 272), Granaten, die den Boden „wie große Tiere“ aufwühlen (SW1, 172), Zünder als „mechanische Insekten“ (SW1, 33). Derlei Animalisierungen, die auf eine tiefer gehende Reflexion über die Technik als Imitation der Natur schließen lassen, sind in Fassung II noch nicht enthalten. Ein weiteres Beispiel ist die fehlende Anspielung auf den „Titanismus“ des technischen Zeitalters und dessen metaphysische Begründung (SW1, 111).

2.3 Die Metaphysik des Krieges: Kleinere Kriegsschriften

Nach der Veröffentlichung von „In Stahlgewittern“ tritt Ernst Jünger zunächst als Verfasser kriegstheoretischer Schriften in Erscheinung. 1921 erscheint im „Militär-Wochenblatt“ der Aufsatz „Die Technik in der Zukunftsschlacht“,²⁵ in dem er den Ersten Weltkrieg als einen „Wettkampf der Technik“ bezeichnet, in dessen Verlauf sich die Maschine als zunehmend dominant erwiesen habe. Mit neuen Entwicklungen wie dem Maschinen-Gewehr, dem Tank oder dem Panzerschlachtschiff mache sich das Bestreben geltend, „auf kleinem Raum stärkste Kraft zu versammeln“ (PP, 23). Jünger folgert:

„Wo die Maschine auftaucht, erscheint der Wettlauf des Menschen mit ihr aussichtslos. Wie will sich der Handwerker auf die Dauer gegen die Maschine wehren? Er muß sich zu ihr bekehren oder untergehen.“ (PP, 23)

Vonnöten ist angesichts eines schicksalhaft determinierten technischen Fortschritts demnach der endgültige Abschied vom Kriegshandwerker: Es werden Kämpfer gebraucht, die „technisches Verständnis“ aufweisen, der „frühere stürmende Schlachtenmut“ muss sich zu „klarer, kaltblütiger Verwegenheit“ entwickeln (PP, 26). Die Entwicklung der Waffentechnik erfordert eine Anpassungsleistung des Menschen;

²⁴ Vgl. Schröter, a.a.O., S. 40.

²⁵ Ernst Jünger: Politische Publizistik, hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Sven Olaf Berggötz, Stuttgart 2001 (im Folgenden zit. als PP).

der Soldat muss zum Techniker werden, um die neuen Formen der Machtkonzentration handhaben zu können. Auch wenn Jünger es im Rahmen dieses Fachartikels nicht ausspricht, zielt er hier bereits auf einen Soldatentypus ab, der einer „neuen Rasse“ angehört und grundsätzliche Züge der „Gestalt des Arbeiters“ aufweist (vgl. Kap. 3.).

Einen wichtigen Einfluss auf das sich in den frühen 1920er Jahren verfestigende Weltbild Jüngers übt das Werk Friedrich Nietzsches aus: Der „Wille zur Macht“, Nietzsches Nihilismus-Diagnose, die Vorstellung vom Leben als einem Prozess des unablässigen Werdens und Vergehens bleiben Konstanten in den Schriften Jüngers.²⁶

Nicht minder prägend ist Jüngers intensive Beschäftigung mit der Gedankenwelt Oswald Spenglers.²⁷ Der Geschichtsphilosoph lehnt die gängige historische Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit als „unglaublich“ und „sinnlos“ ab. Stattdessen postuliert er eine organische Einteilung in „Jugend, Aufstieg, Blütezeit, Verfall“ und versucht anhand des Vergleichs von acht Hochkulturen eine „Morphologie der Weltgeschichte“ zu umreißen. Die Zivilisation des abendländischen Menschen betrachtet Spengler vor dem Hintergrund dieser Methodologie als Endstadium.²⁸ Jünger kommentiert dieses Konzept bereits 1922 durchaus kritisch, schwankt im Folgenden aber zwischen Zustimmung und Ablehnung.²⁹

Aufschlussreich ist Spenglers Beurteilung der modernen Technik: Er zeichnet das Bild des „modernen Zauberers“, dessen „faustische Technik“ sich „zu seinem Tyrannen aufwirft“ und ihn zum „Sklaven seiner Schöpfung“ macht. Die technische Organisation aber wird erhalten von der „Gestalt“ des Ingenieurs, welcher der „wissende Priester der Maschine“ ist.³⁰ Die Vorbildfunktion für Jüngers „Gestalt des Arbeiters“ ist hier offenbar (vgl. Kap. 3.2). Als Bestätigung und Anregung für Jünger dürfen auch Spenglers politische Überzeugungen gelten. Spätestens 1920 engagiert sich Spengler im Rahmen der sogenannten Konservativen Revolution. Er verurteilt die Novemberrevolution von 1918/19 und kritisiert den „Börsenliberalismus“, der die Parteien zum Werkzeug seiner privaten Wirtschaftsinteressen degradiere. Demokratie, Parlamentarismus und Pressefreiheit lehnt der ursprüngliche Monarchist strikt ab und spekuliert schon kurz nach Kriegsende auf eine Diktatur.³¹

26 Vgl. Jüngers Aussage in: Gnoli u. Volpi, a.a.O., S. 117f.

27 Vgl. Jüngers Aussage in: Gnoli u. Volpi, a.a.O., S. 112.

28 Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. 47. Aufl., Düsseldorf 2007, S. 7, 21, 36, 43ff.

29 Kiesel 2009, a.a.O., S. 150.

30 Spengler, a.a.O., S. 1184ff.

31 Vgl. Detlef Felken: Oswald Spengler. Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur. München 1988, S. 91, 97, 107f., 135ff.

Ernst Jüngers 1922 erschienene Schrift „Der Kampf als inneres Erlebnis“ ist nicht nur eine Verherrlichung des Krieges und eine Begründung seiner Notwendigkeit – Jünger vollzieht hier einen entscheidenden Schritt und verweist auf die metaphysische Verwurzelung des Soldaten im Elementarbereich und leitet daraus den Gedanken einer neuen, strikt nationalistischen Elite ab. Zunächst legt er dar, dass der Krieg das wahre Wesen einer „versponnenen Kultur“ entlarvt (SW7, 12):

„Als Söhne einer vom Stoffe berauschten Zeit schienen Fortschritt und Vollendung, die Maschine der Gottähnlichkeit Schlüssel, Fernrohr und Mikroskop Organe der Erkenntnis. Doch unter immer glänzender polierter Schale, unter allen Gewändern, mit denen wir uns wie Zauberkünstler behängten, blieben wir nackt und roh wie die Menschen des Waldes und der Steppe“. (SW7, 12)

Jünger übt hier keineswegs Kritik am technischen Fortschritt, sondern an der Fortschrittsgläubigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, die in Bezug auf die technische Entwicklung einer Täuschung unterliegt. Denn unter der dünnen Tünche der Zivilisation und ihrer Errungenschaften verbirgt sich nicht etwa der nahe geglaubte Übermensch, der die Welträtsel lösen wird, sondern der „Urmensch“, „das Tier“. Erst der Krieg legt die menschliche „Sucht zu zerstören“ offen; im Kampf ums Dasein ist der Mensch „immer der alte“ – ihn treibt „der Durst nach Blut“ (SW7, 12ff.). Dafür hat Jünger eine einfache Formel parat: „Leben heißt töten“ – der Schwächere unterliegt (SW7, 42, 16). Der Verstand spielt hierbei keine Rolle; gegenüber dem Elementaren werden „alle Begriffe hohl“ (SW7, 103) – der Autor postuliert in lebensphilosophischer Manier den Primat des Gefühls über den Verstand.

Unter Rückgriff auf Gedanken Nietzsches und Spenglers verweist Jünger auf die Tier-Natur als anthropologische Konstante. Erst im Vitalerlebnis des Krieges, im Kampfesrausch, dringt der Mensch zu seinen Wurzeln vor.³² In diesem Sinne ist auch das notwendige Unterliegen der schwächeren Kriegspartei nicht nur Darwins „struggle for life“ geschuldet, es ist gleichzeitig ein „Gottesurteil“ (SW7, 49) und somit metaphysisch legitimiert. Was in den „Stahlgewittern“ nur in der Metaphorik zum Ausdruck kam, wird jetzt ausformuliert: „Der Krieg [...] ist ein Naturgesetz“ (SW7, 40). Als ein solches hat der Krieg aber auch schöpferische Aspekte, denn mit der Zerstörung des Alten bereitet er im zyklischen Kreislauf des Werdens und Vergehens den Raum für das Neue: Für neue Werte und eine Erneuerung der Kultur. Sein ausführendes Organ ist der Frontsoldat:

„Der Krieger setzt sich am schärfsten für seine Sache ein; das haben wir bewiesen, wir Frontsoldaten des Erdballs [...] wir haben das erstarrte Gefäß einer Welt zerschlagen, auf daß der

32 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 47; Müller, a.a.O., S. 25; Hans-Peter Schwarz: Der konservative Anarchist. Politik und Zeitkritik Ernst Jüngers, Freiburg/Breisgau 1962, S. 67.

Geist wieder flüssig werde. Wir haben das neue Gesicht der Erde gemeißelt, mögen es auch noch wenige erkennen.“ (SW7, 50)

Gleichzeitig sind die Frontsoldaten selbst Ausdruck dieses neuen Gesichts der Welt, sie sind eine „ganz neue Rasse, klug, stark und Willens voll“, eine „Auslese kraftvoller Männlichkeit“, die „höchste Verkörperung des Lebens“ (SW7, 70, 73). Jünger gibt sich Mühe, diese Vertreter einer neuen Rasse durch ästhetische Stilisierung ins rechte Licht zu setzen: „[...] ihre Gesichter, die im Schatten des Stahlhelms liegen, sind scharf, kühn und klug“, sie sind „Stahlgestalten“ mit „Adlerblick“ (SW7, 72) – wie bereits in den „Stahlgewittern“ spielt die Physiognomie eine entscheidende Rolle.

Was diese heroische Elite antreibt und bezweckt, ist schnell umrissen – hinter ihr steht „ein höherer Wille“, ihr Ziel ist „der Tod für das Land und seine Größe“ (SW7, 89, 98), denn: „Dieser Krieg ist nicht das Ende, sondern der Auftakt der Gewalt“ (SW7, 73). Es ist nicht allein der nächste Krieg, dem Jünger hier rhetorisch den Boden bereiten will, es ist der Krieg in Permanenz, ein Imperialismus, dem keine Grenzen mehr gesteckt werden.

Die „neue Rasse“, die den Kampf ums Dasein vorbehaltlos bejaht, trifft jedoch auf widerstrebende Kräfte, auf die Vertreter der alten, dem Untergang geweihten Welt: Das liberale Bürgertum und dessen Werte. So gelangt Jünger zu der Wendung, nicht der Krieg, sondern die „Weichheit der Massen“, „demokratisches Geschwätz“, die „Presse“ (SW7, 50, 82) und vor allem der Pazifismus seien die wahre Bedrohung:

„Unsere Zeit zeigt starke pazifistische Tendenz. [...] Treibt der Geist eines ganzen Volkes solcher Richtung zu, so ist das ein Sturmzeichen des nahen Untergangs. Eine Kultur mag noch so ragend sein – erlischt der männliche Nerv, so ist sie ein Koloß auf tönernen Füßen.“ (SW7, 40)

Wer nicht kämpfen will, hat schon verloren – der Autor bekennt sich in „Der Kampf als inneres Erlebnis“ nicht nur zur Metaphysik der Macht, sondern auch zu einem radikalen Nationalismus.

In diesem Zusammenhang liegt der Wert der Technik in „Der Kampf als inneres Erlebnis“ ausschließlich in ihrer Eigenschaft als Machtmittel. Doch so mächtig diese „technischen Wunderwerke“ (SW7, 103) auch sein mögen: Gerade die Helden des Grabens wissen, „daß die Materie nichts und der Geist alles ist“ (SW7, 60) – der Heroismus der Soldaten besteht eben darin, dass sie sich der übermächtigen Maschinerie des Krieges entgegenwerfen. Im Gegensatz zur willenlosen Maschine treibt sie „der Wille zu töten“ (SW7, 16).

Gegen Ende der Schrift überlässt sich der Autor einer Zukunfts-Fantasie: Jünger träumt von „weiten Industriebezirken, Heeren von Maschinen, Arbeiterbataillonen und kühlen

Machtmenschen“ (SW7, 102f) und liefert damit eine exakte Beschreibung der „Werkstättenlandschaft“ (SW8, 222) des „Arbeiters“.

Eine Sonderstellung im Frühwerk Jüngers nimmt die Novelle „Sturm“ (1923) ein. Zwar wird der Krieg auch hier mehrfach für notwendig erklärt (SW15, 25, 38), eine sinnstiftende Deutung ist aber nicht auffindbar.³³

Protagonist Fähnrich Sturm, als Zoologie-Student mit literarischen Ambitionen von der Jünger-Forschung zumeist als Selbstporträt Jüngers verstanden,³⁴ kämpft nicht aus Begeisterung oder Überzeugung, sondern „aus einem feinen Ehrgefühl“ (SW15, 20). Die Materialschlacht als „Rechenexempel“ erzeugt in ihm ein Gefühl von Sinnlosigkeit (SW15, 16f). Dennoch ist Sturm ein „Sohn seiner Zeit“, der den Krieg „im Blut“ hat (SW15, 25): Jünger konstruiert die Figur „Sturm“ als Brennpunkt verschiedener Gegensätze. Sturm schwankt zwischen den Daseinsformen des Kriegers und des Künstlers, eine literarische Darstellung des Kriegsgeschehens gelingt ihm jedoch nicht (SW15, 31, 39). Er leidet am „qualvollen Unsinn der Vernunft“ und findet im Rausch der Sinne und Gefühle während des Kampfes zum „Ursprung“, zum „Ungeteilten“ zurück, kann diesen Gegensatz aber nicht dauerhaft überwinden (SW15, 25, 67). Zwar erkennt er den Krieg als notwendige Reinigung und Neubeginn an, verzweifelt aber daran, von der Zufälligkeit des Krieges wie eine Ameise zertreten werden zu können, und darin keinen Sinn zu entdecken (SW15, 25, 45). Das Motiv der Sinnlosigkeit und des Verlustes aller Werte durchzieht auch die literarischen Fragmente, die er seinen Kameraden verliert:

„Es gab keine Natur, keine Kunst, keine große Linie, selbst keinen Stil mehr; alles, was man so nannte, war Krampf und Selbstbetrug. Seit dem Auftauchen der Maschine war alles von tausenden Schwungrädern zur Fläche geschliffen. Wie eine rasende Pest hatte die Mechanisierung des Menschen Europa zur Wüste gewandelt [...]“ (SW15, 62)

Der „Stil der Zeit“, die Prägung einer Epoche durch die technische Entwicklung, bleibt unverständlich und fremd, das dahinter agierende „Eigentliche“ bleibt unsichtbar (SW15, 23f.). Es folgt das abrupte Ende; Sturm fällt im Gefecht: „Sein letztes Gefühl war das des Versinkens im Wirbel einer uralten Melodie“ (SW15, 74).

Hans-Harald Müller erklärt, Jünger distanzieren sich mit „Sturm“ von seinen ersten beiden Kriegsbüchern und betrachte seine Versuche, das Kriegserlebnis darzustellen als

33 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 249; Müller, a.a.O., S. 30; Verboven, a.a.O., S. 240.

34 Vgl. Bohrer, a.a.O., S. 129; Kiesel 2009, a.a.O., S. 241; Martin Meyer: Ernst Jünger. München/Wien 1990, S. 63; Hans-Harald Müller hält dies jedoch für eine falsche Behauptung, die sich in der Jünger-Literatur immer wieder finde und betrachtet Fähnrich Sturm als Wunschbild Jüngers. Vgl. Müller, a.a.O., S. 31 und Fußnote 75 ebd.

gescheitert³⁵ – es ist allerdings auch eine andere Lesart möglich. Zunächst ist es von Bedeutung, dass Jünger sich hier erstmals einer fiktionalen Literaturgattung zuwendet und daher möglicherweise nicht allzu plakativ agieren wollte. Zudem wird die Novelle zeitlich eingerahmt vom ersten metaphysisch-politischen Bekenntnis Jüngers in „Der Kampf als inneres Erlebnis“ (1922) und seiner Tätigkeit als Verfasser politischer Schriften, in dessen Rahmen er eine publizistische Sinnstiftungsmaschinerie anwirft (vgl. Kap. 2.4).

Der Sinn bleibt in „Sturm“ nur scheinbar eine Leerstelle, denn Fähnrich Sturm, der an einer immer wieder misslingenden rationalen Sinnfindung festhält und den Nihilismus der Epoche nicht überwinden kann, macht am Ende das einzig Richtige: er stirbt. Im Wirbel der uralten Melodie ist seine Rückkehr ins Ungeteilte ausgesprochen. Die Botschaft der Schrift lautete demnach: Wenn die Erscheinungen der Moderne nicht als notwendig, d.h. sinnvoll empfunden werden können, weil der Zugriff auf die Phänomene nur mit dem Verstand erfolgt, bleibt die Verbindung des Menschen mit der Tiefenschicht der Wirklichkeit, dem Ungeteilten, aus. Der Wandel der Welt kann dann nur als Verlust und Verödung empfunden werden, und selbst der Krieg hat dann nur noch einen Sinn zu bieten: den Tod.

Die Texte „Das Wäldchen 125“ und „Feuer und Blut“ (beide 1925) schließen inhaltlich und erzähltechnisch an die Kriegsschilderungen der „Stahlgewitter“ an, sind aber mit Reflexionen über Krieg und Technik durchsetzt. Erst jetzt zeigt sich die Verwendung von Tiermetaphern in voller Ausprägung: Maschinengewehre senden „Schwärme von Glühwürmchen“ aus, ein Flugzeug erscheint als „zierlicher Schmetterling“, ein Geschütz ist „wie ein gefährliches Tier in einem Nest“ versteckt (SW1, 308), Schiffsgeschütze sind „Mammute aus dem Reich der Artillerie“ (SW1, 468). Paradoxerweise strahlen die technischen Tiere, die Jüngers Kriegslandschaft bevölkern, eine große Vitalität aus, während die Physiognomie der Soldaten eine weitere stilistische Radikalisierung erfährt: Ihre Gesichter haben nun eine „Ähnlichkeit mit Totenköpfen“ (SW1, 449). Die Maschine scheint sich der Natur anzugleichen, der Mensch wird der Maschine ähnlicher. Jünger lässt die Grenzen zwischen Natur und Technik verschwimmen. In der instinktiven Rückkopplung der Soldaten an das Elementare deutet sich gar eine Verschmelzung von Mensch und Maschine an: „[...] sie wittern bereits den Elementargeist, der sich in den Atomen von Stahl und Sprengstoff und in den knisternden Funken der Zündung zu regen beginnt“ (SW1, 355). Einmal

35 Müller, a.a.O., S. 33f.

jedoch versagt der soldatische Heroismus auch beim Stoßtruppführer Jünger: Als eine Granate einen Großteil seines Trupps tötet und Jünger sich inmitten verstümmelter und stöhnender Kameraden wieder findet, flüchtet er in kopflosem Entsetzen, verkriecht sich in einem Erdloch und zeigt alle Anzeichen eines schweren Schockzustands. Als er wieder zur Besinnung kommt, treibt ihn sein Verantwortungsgefühl doch zu den Verletzten zurück (SW1, 474). Dieses Erlebnis, das auch in den „Stahlgewittern“ in kürzerer Ausführung geschildert wird, gibt einen der wenigen Hinweise darauf, dass Ernst Jünger im Gefecht traumatisierenden Erfahrungen ausgesetzt war.

Der Krieg wird nun häufiger mit dem „Gang einer Maschine“ verglichen³⁶ (SW1, 447, 468), er findet „unter dem Zugriff des Weltgeistes selbst“ statt (SW1, 485): Jünger beschwört das Bild einer Kriegsmaschinerie, die, einmal vom Schicksal in Gang gebracht, vom Menschen nicht mehr aufgehalten werden kann.

Wurde die Maschine in Jüngers Schriften zuvor zumeist isoliert betrachtet, tritt jetzt die dahinter liegende Produktions- und Infrastruktur als „Stil eines materialistischen Geschlechts“ (SW1, 450) stärker in Erscheinung, wobei auch der Arbeitscharakter des Rüstungswesens hervorgehoben wird:

„[...] Maschinensäle mit Treibriemen und blitzenden Schwungrädern, mächtige Güterbahnhofe mit blinkenden Gleisanlagen [...]. Ja, dort hinten wird es gefügt und geschmiedet in den peinlich geregelten Arbeitsgängen einer riesenhaften Produktion, und dann rollt es auf den großen Verkehrswegen an die Front als eine Summe von Leistung, als gespeicherte Kraft, die sich vernichtend gegen den Menschen entlädt.“ (SW1, 449)

Im kurzen Aufsatz „Feuer und Bewegung“ (1930) beschäftigt sich Jünger wiederum mit der Kriegsführung im Ersten Weltkrieg und zieht den Schluss, dass die Entwicklung der Waffentechnik und die gesellschaftliche Entwicklung analog zu betrachten sind: Der „Geist, der hinter der Technik steht“ zerstört die überlieferten Formen des Krieges ebenso wie die alten gesellschaftlichen Bindungen. Gleichzeitig ist ein neues Bild des Krieges und eine neue Ordnung der Gesellschaft bereits angedeutet (SW7, 116, 117): Nach Jüngers Auffassung arbeitet das Schicksal auf eine Zeitenwende hin.

2.4 Der Neue Nationalismus: Politische Publizistik

Ab 1923 verfasst Ernst Jünger zahlreiche Artikel, in denen er zur politischen Neuorientierung Deutschlands Stellung bezieht, etwa im „Völkischen Beobachter“, dem publizistischen Parteiorgan der NSDAP, im „Stahlhelm“, dem Blatt des gleichnamigen Frontsoldatenbundes, aber auch in diversen meist auflagenschwachen und kurzlebigen

³⁶ Auffällig ist die eher seltene Verwendung von Technikmetaphern im Frühwerk Jüngers, vgl. Verboven, a.a.O., S. 246.

Zeitschriften.³⁷

Zunächst sind es nur vereinzelte Wortmeldungen, doch nach der Aufgabe seines Studiums und dem Umzug nach Berlin im Jahr 1926 verfasst er in rascher Folge Pamphlete gegen die Weimarer Republik, das verhasste „System von Versailles“ (PP, 658).³⁸ Er zählt zur Gruppe der „Frontliteraten“, die bei Kriegsbeginn noch zu jung waren, um sich eine bürgerliche Existenz aufzubauen, in die sie nach dem Krieg hätten zurückkehren können. Geprägt von soldatischen Tugenden akzeptieren sie den Frieden allenfalls als Zwischenstadium.³⁹ Sie verstehen sich als Vertreter eines „Neuen Nationalismus“, was allerdings kein klar umrissener Begriff und schwer vom übergreifenden Konzept der „Konservativen Revolution“ abzugrenzen ist.⁴⁰

Zu dem recht heterogenen Kreis um Jünger zählen unter anderem Friedrich Hielscher, Ernst von Salomon, der spätere Nationalsozialist Arnolt Bronnen und Ernst Jüngers Bruder Friedrich Georg Jünger.⁴¹

Was in „Der Kampf als inneres Erlebnis“ noch eher vage angedeutet ist, konkretisiert Jünger nun im Rahmen einer politischen Programmatik. Unablässig ruft er zur Revolution auf, wobei er die „sogenannte Revolution von 1918“⁴² als Pöbelaufstand darstellt (PP, 35).

Wie auch Spengler beklagt Jünger den angeblich korrupten Staat: „Schieber, Börsianer und Wucherer sind die wirklich Regierenden“ (PP, 35). Welche Staatsform etabliert werden sollte, ist „nebensächlich, wenn nur ihre Verfassung eine scharf nationalistische ist“ (PP, 151). Das Programm dieses Nationalismus ist denkbar dürftig, „seine vier tragenden Grundpfeiler“ sind „der nationale, der soziale, der kriegerische und der diktatorische Gedanke“ (PP, 179). Horst Seferens bemerkt treffend, der mit konkreten Inhalten besetzte traditionelle Begriff des Nationalismus werde bei Jüngers Entwurf eines „neuen Nationalismus“ zum Symbol ästhetisiert, das sich gerade durch seine Unbestimmtheit auszeichne.⁴³

Um die angestrebte Diktatur zu realisieren, gilt es nun, in die Form einer Arbeiterbewegung hineinzuwachsen und eine gemeinsame Front, einen „Staat im Staate“ zu bilden und dem „deutschen Faschismus [...] ein Zentrum zu errichten“ (PP,

37 Kiesel 2009, a.a.O., S. 266; Martus 2001, a.a.O., S. 48; Seferens, a.a.O., S. 140.

38 Kiesel 2009, a.a.O., S. 266ff., 317f.

39 Schwarz, a.a.O., S. 60ff.

40 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 48.

41 Schwarz, a.a.O., S. 62.

42 Der Aufstand von Matrosen der deutschen Marine am 3. November 1918 in Kiel greift schließlich auf andere Städte über und leitet das Ende des Deutschen Reiches ein.

43 Seferens, a.a.O., S. 141.

286, 198, 216, 255). Zur Verwirklichung der nationalen Diktatur braucht es einen „großen, nationalen Politiker“ (PP, 152, 64). Nach Jüngers Dafürhalten kommt für diese Rolle jedoch keinesfalls Adolf Hitler in Frage: „Der große Führer ist noch nicht aufgetreten“ (PP, 70). Jüngers Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus ist schwer zu durchschauen: Offiziell wünscht er der NSDAP „von Herzen den Sieg“ (PP, 517), bleibt aber immer auf Distanz.⁴⁴ Ein ihm 1927 angebotenes Reichstagsmandat lehnt er ab.⁴⁵

Was Jünger der NSDAP (und gleichermaßen den Kommunisten) offen zum Vorwurf macht, ist der „Legalitätskurs“, die Beteiligung am parlamentarischen System; er hingegen fordert im Sinne der nationalistischen Revolution „ein allgemeines, striktes Verbot, an irgend einer Wahl teilzunehmen“ (PP, 243, 245). Jünger kritisiert die herausgehobene Rolle der „Masse“ im Nationalsozialismus und beklagt die mangelnden geistigen Grundlagen der NS-Ideologie (PP, 319).⁴⁶ Differenzen bestehen auch in Bezug auf den Antisemitismus: „Das Blut wiederum ist für den neuen Nationalismus nicht wie für das 'Land' ein vorwiegend biologischer, sondern ein vorwiegend metaphysischer Begriff“: Blut bedeutet für Jünger eine instinktive Beziehung zum Ungeteilten, von dem alle Lebenskraft ausgeht (PP, 232, 192). Bestrebungen, „die Begriffe Rasse und Blut verstandesmäßig zu stützen“ muss er daher ablehnen (PP, 193).

Antisemitismus ist für Jünger „keine Fragestellung wesentlicher Art“, er befürchtet, dass die nationalsozialistische Fixierung auf einen biologischen Rassenbegriff in „Unfug und Haarspaltereien“ (PP, 504, 193) ausartet. Damit stellt er gewissermaßen den Markenkern der NSDAP in Frage, was ihm die Kennzeichnung als „Judenfreund“ einbringt (PP, 543). Jünger zollt einerseits dem orthodoxen Judentum Respekt und tritt für den Zionismus ein, gleichwohl operiert er mit antisemitischen Stereotypen („Ich erkenne die zerstörerischen Qualitäten dieser Rasse an“; PP, 544). Im Artikel „Über Nationalismus und Judenfrage“ (1930) lässt er sich dann zu fatalen Äußerungen hinreißen: Er zeichnet das Bild des angepassten „Zivilisationsjuden“, der mit dem Liberalismus im Bunde steht und stellt „den Juden“ letztlich vor die Wahl, „in Deutschland entweder Jude zu sein oder nicht zu sein“ (PP, 590f., 592). Auch wenn Jünger die Verfolgung und Ermordung europäischer Juden bereits einige Jahre später entsetzt zur Kenntnis nimmt und mit klaren Worten verurteilt (vgl. Kap. 4), bleibt der Vorwurf des Antisemitismus an ihm haften.

44 Paul Noack: Ernst Jünger. Eine Biographie. Berlin 1998, S. 96.

45 Noack, a.a.O., S. 93.

46 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 59.

Mit dem metaphysischen Begriff des „Blutes“ als einer Verbindung zum Ewigen reicht Jünger „Neuer Nationalismus“ deutlich über eine bloße politische Ideologie hinaus. Er stellt in Aussicht, das Dasein an das im Prozess der Zivilisation verlorene Absolute rückzukoppeln.⁴⁷ Möglich wird dies jedoch erst durch den Glauben an einen verborgenen Sinn:

„Die große Quelle und Ursache dieses Notwendigen wollen wir das Schicksal nennen. [...] Wir wollen also das Notwendige. Warum? Weil es das Notwendige ist. Was werden wir damit erreichen? Den Sinn. Und das ist das Wesentliche, das absolut Erreichbare, selbst wenn dieser Sinn unser Untergang sein sollte.“ (PP, 203)

Im Vollzug des Notwendigen erfüllt sich der Sinn. Dieser Sinn selbst bleibt aber inhaltsleer und wird somit zur Projektionsfolie eines beliebigen Inhalts.⁴⁸ Wird die Existenz dieses wie auch immer gearteten Sinns jedoch akzeptiert, stellt sich laut Jünger eine neuer Wahrnehmungsmodus ein:

„Denn dieses Leben ist in jedem Augenblick Tiefe und Oberfläche, Werdendes und Gewordenes zugleich. [...] Wir haben nach dem Erlebnis des großen Krieges einen Zustand erreicht, in dem dieser doppelte Blick wieder möglich geworden ist.“⁴⁹

Mit dem Konzept des „doppelten“ Blickes versucht Jünger, die rational-diskursiven Erkenntnisprinzipien der rationalistischen Moderne durch solche zu ersetzen, die auf eine vitalistisch-ontologische Metaphysik zentriert sind.⁵⁰ Diese Prinzipien zu vermitteln und den Blick auf die Tiefenschicht der Wirklichkeit zu ermöglichen, ist die eigentliche Aufgabe des Nationalismus und grenzt ihn vom Nationalsozialismus ab:

„Es besteht jedoch der Unterschied, daß der Nationalsozialismus in seiner Eigenschaft als politische Organisation auf die Gewinnung von tatsächlichen Machtmitteln angewiesen ist, während die Aufgabe des Nationalismus eine andere ist. Auf der einen Seite besteht der Wunsch, eine Idee zu verwirklichen, auf der anderen Seite der, sie möglichst tief und rein zu erfassen.“ (PP, 319)

Was Jünger offenbar vorschwebt, ist demnach eine strikte Arbeitsteilung zwischen Theorie und Praxis: Die Intellektuellen des Nationalismus arbeiten an den weltanschaulichen Wurzeln im vorpolitischen Raum, während die tagespolitische Arbeit den Nationalsozialisten vorbehalten bleibt.⁵¹

Das Ziel ist eine tiefgreifende, gegenaufklärerische Beeinflussung der Öffentlichkeit, die den Blick für die Elemente der Weimarer Republik schärfen soll, die dem Schicksal zuwiderlaufen: Rationalismus, Internationalismus, Demokratie, Parlamentarismus und Wahlrecht, Pressefreiheit, Pazifismus, freie Wirtschaft, die „Phrasen der Aufklärung“ (PP, 163, 287, 134, 281).

47 Vgl. Seferens, a.a.O., S. 142.

48 Seferens, a.a.O., S. 149.

49 Ernst Jünger (1927), zitiert nach Seferens, a.a.O., S. 147.

50 Seferens, a.a.O., S. 148.

51 Vgl. Schwarz, a.a.O., S. 111; Seferens, a.a.O., S. 144.

Dem Fabrikarbeiter bietet der Nationalismus laut Jünger „vor allem aber das eine, daß das Leben wieder unter dem Strahl von großen Ideen steht, und damit den Sieg der Seele über die Maschine“ (PP, 220). Dem im modernen Arbeitsprozess von seiner Tätigkeit entfremdeten Menschen stellt Jünger eine metaphysisch begründete Sinnggebung in Aussicht und findet auf diese Weise zugleich eine Lösung für seine eigene, ambivalente Haltung zwischen Technikkritik und Technikaffirmation:⁵² „Die Maschine hat uns viel geraubt. Sie hat uns das Ganze genommen und uns zu Spezialisten gemacht. [...] Aber das müssen wir erkennen: Zwangsläufige Bewegungen lassen sich nicht aufhalten“ (PP, 160f.).

Da die Technik ohnehin nicht aufzuhalten ist, kann sie nur bejaht werden. Entscheidend ist hierbei ihre Umwandlung von einem Mittel des humanitären Fortschritts zu einem reinen Machtmittel: „Der nationalistische Staat wird es ferner für seine selbstverständliche Pflicht halten, über ein starkes, mit allen Mitteln der modernsten Technik ausgerüstetes Heer zu verfügen“ (PP, 287).

Die rückhaltlose Bejahung der Technik bedeutet aber auch, dass der „Zustand anonymer Sklaverei“ (PP, 327), der in den zunehmend mechanisierten und von Zentralisierung bestimmten Großstädten entstanden ist, angenommen werden muss: „Der Nationalismus ist der erste Versuch, einer brutalen Wirklichkeit mit Brutalität ins Auge zu sehen“ (PP, 329). Dieser Blick ins Auge der Wirklichkeit ist freilich wiederum der „doppelte Blick“ (s.o.):

„In der großen Stadt, zwischen Automobilen und Lichtreklamen, in politischen Massenversammlungen, im motorischen Tempo der Arbeit und des Vergnügens, mitten im Gewühl des modernen Babylon, täte es wohl not, einmal stehen zu bleiben wie ein Mensch aus einer anderen Welt, mit dem tiefen Erstaunen, dessen die Kinder fähig sind und sprechen: 'Dies alles hat seinen Sinn, einen tiefen Sinn, der sich auch in mir erfüllt'.“ (PP, 301)

Das hier angeratene Stehenbleiben ist der Augenblick, in dem sich der Umschlag zur doppelten Optik vollzieht und die Sinn verbürgende Tiefenstruktur der Wirklichkeit sichtbar wird.

2.5 Der Dichter als Deuter: Das Konzept der stereoskopischen Optik

Im Jahr 1927 beginnt Ernst Jünger mit der Niederschrift von „Das Abenteuerliche Herz“ (1. Fassung) und wendet sich damit entschieden dem literarisch ambitionierten Schreiben zu. Ab 1929 nimmt die Frequenz nationalistischer Stellungnahmen deutlich ab, Jünger konzentriert sich auf die Rezension von Romanen und Sachbüchern über den

⁵² Vgl. Merlio 2000, a.a.O., S. 37.

Ersten Weltkrieg.⁵³

„Das Abenteuerliche Herz“ hat die Form eines fingierten Tagebuchs und besteht aus 25 Textsequenzen, die zwar starke Bezüge zu Jüngers politischer Programmatik aufweisen, vorrangig aber die metaphysische Tiefendimension der Welt thematisieren. Der Autor betrachtet die Moderne „aus exzentrischen Fernen“ als „Welt der Maße“, die er scharf kontrastiert gegen die vergangene „Welt der Werte“: Aus „Persönlichkeiten“ sind maskierte, gleichförmige Individuen geworden, der Fortschritt und seine Erscheinungsformen (Humanität, Hygiene etc.) dringen in alle Bereiche der Welt ein, die technische Ordnung der Großstädte gleicht einem „luziferischen“ Aufstand (SW9, 47, 49, 79). Die „Götzen der Vernunft“ und die „Scharlatane der Wissenschaften“ siegen über den Glauben an das Schicksal und die „kosmische Bestimmung des Lebens“ (SW9, 58).

Jünger führt einen Rundumschlag gegen den Rationalismus und die ihm zur Last gelegte Vernichtung traditioneller Werte und Orientierungen: „Umringt von zertrümmerten Werten, verliert er [der Verstand – T.S.] seine Gültigkeit; nichts als der öde Triumph entleerter Maße, nichts als die tödliche Herrschaft der Zahlen bleibt zurück“ (SW9, 105). Das Ergebnis ist ein Zustand der „Gnadelosigkeit“ und des „Kältetodes“ (SW9, 78): die Herrschaft des Nihilismus. Dennoch gilt, „daß man der Zivilisation nicht in die Zügel fallen darf, daß man im Gegenteil Dampf hinter ihre Erscheinungen setzen muß“ (SW9, 79). Der Autor versteht den Nihilismus als einen aus kosmischer Ursache gespeisten Vorgang, der aufgrund seiner Unabänderlichkeit nicht nur bejaht, sondern sogar beschleunigt werden sollte, denn: „Alle Menschen und Dinge dieser Zeit drängen einem magischen Nullpunkt zu“ (SW9, 116). Wieder stellt Jünger eine Zeitenwende in Aussicht; das Überschreiten des Nullpunktes bedeutet die Überwindung des Nihilismus.

Die Vorzeichen dieses Geschehens bleiben dem rationalen Blick allerdings verborgen, die Wahrnehmung der Tiefendimension bedarf eines „magischen Schlüssels“, anhand dessen sich der geheime Sinn im mechanischen Getriebe erschließen lässt (SW9, 99). Dieser Schlüssel ist nichts anderes als der „doppelte Blick“ (vgl. Kap. 2.3), den Jünger jetzt als „Stereoskopie“ bezeichnet.

Ein Stereoskop ist ein Gerät, in das man mit beiden Augen schaut. Jedes Auge sieht ein anderes Bild, beide zusammen erzeugen einen Stereo-Effekt. Das Stereoskop leistet dabei zweierlei: Es lässt die Einheit der beiden Bilder erkennen ohne deren Vielheit

53 Kiesel 2009, a.a.O., S. 344ff.

aufzuheben und ermöglicht gleichzeitig die Wahrnehmung einer Tiefendimension – die betrachtete Szenerie erscheint räumlich.⁵⁴

Zur Erläuterung gibt Jünger zunächst einige Beispiele aus dem Bereich der Synästhesie (SW9, 83f.), stellt dann aber eine „geistige Stereoskopie“ in Aussicht, mit deren Hilfe sich die „Einheit im inneren Widerspruch“ (SW9, 86) erfassen lässt. So ist es laut Jünger kein Zufall, dass der Straßenlärm sich auf „ein dunkles, heulendes U, auf den schrecklichsten aller Vokale, einzustimmen beginnt“, da in den akustischen Emissionen der Verkehrsmaschinen „die unmittelbare Androhung des Todes eingeschlossen ist“ (SW9, 90).

Jüngers assoziatives, gezielt unwissenschaftliches Vorgehen soll den Begriffen, die nur die „Maske des Lebens“ abtasten (SW9, 89, 99), eine zweite Bedeutung an die Seite stellen. In der Einheit beider Komponenten ist die metaphysische Tiefenschicht verborgen:

„Zwei Augenpaare sind uns gegeben, ein körperliches und ein geistiges. Mit ihnen beiden schauen wir die Physiognomie der Welt erst recht, die wie das menschliche Gesicht ihre Form einem Totenschädel, ihre Prägung einem hieroglyphischen Stempel verdankt.“ (SW9, 93)

Während die rationalistische Weltbetrachtung nur das Abbild erfasst, blickt der stereoskopische Blick als geistiger Akt durch die Erscheinung hindurch auf das Urbild. Das Konzept der stereoskopischen Optik ist Jünger wichtig genug, um es im Essay „Sizilischer Brief an den Mann im Mond“ (1930) eingehender zu erläutern. Hier wählt er ein anschaulicheres Beispiel: Der Mann im Mond betrachtet aus kosmischer Höhe die Menschen, die wie „weiße Puppen“ in „Ameisenstädte(n)“ schlafen (SW9, 12) – er überblickt die Ganzheit der menschlichen Welt, die Einheitlichkeit des Seins, die wir aus der Nahperspektive nicht wahrnehmen können, die also erst aus der Distanz sichtbar wird.

Dann kehrt Jünger die Blickrichtung um: Auf ein Kind wirkt der Mond wie ein Wesen, „groß und schrecklich“ – das infantile Bewusstsein steht unter dem Bann des animistischen Schreckens, glaubt an den „Mann im Mond“ und wird von Albträumen geplagt.⁵⁵ Gleichzeitig besitzt das Kind die ursprüngliche Fähigkeit, geheime „Zeichen“ zu sehen, „Projektionen von Gestalten“ aus der verborgenen Dimension des Notwendigen, die dem Bürger unsichtbar sind (SW9, 12, 20) – im Licht des Mondes erscheint die Welt fremd, aber als Einheit (SW9, 17). Mit fortschreitender Adoleszenz gewinnt das „Nordlicht“ (SW9, 13), der Verstand, die Oberhand und der

54 Vincent Blok: Stereoskopie und Trigonometrie. Jüngers Methode im Licht des Sizilischen Briefes an den Mann im Mond. In: Eine Bilanz, S. 68.

55 Seferens, a.a.O., S. 154ff.

furchteinflößende Mond ist nunmehr nichts als ein totes, vermessbares Objekt der Naturwissenschaften (SW9, 14). Doch das unaufhörlich wachsende Wissen behebt nicht die existenzielle Angst, die in der Drohung totaler Sinnlosigkeit wiederkehrt, als Ahnung, „daß die Ewigkeit nur eine kahle, weißgetünchte Kammer ist, deren Winkel von schwarzen Spinnen bevölkert sind“ (SW9, 14).⁵⁶

Jünger schildert hier die Geschichte der Zivilisation, die Entwicklung von einer naiven zu einer positivistisch-rationalen Realitätsauffassung. Er gibt zwar dem magisch-mythischen Erkenntnisstil den Vorrang, möchte aber auch den „Verstandesrausch“ nicht missen, in dem auch „ein Funke des ewigen Lichtes“ verborgen ist (SW9, 13). Der Gegensatz von wissenschaftlicher und magischer Perspektive soll daher nicht in einer dialektischen Synthese aufgehoben werden.⁵⁷ Wenn die Bilder in einer plötzlichen Einsicht in Deckung geraten, bleiben beide in ihrer Vielheit erhalten, bilden aber eine neue Einheit, die gleichzeitig die Tiefendimension der Wirklichkeit aufschließt (SW9, 13, 21).

Damit ist nach Jünger der Sinnverlust abgewehrt, denn die Gegensätze sind harmonisch in die Totalität des Seins integriert. Da die geheimen Zeichen einer „Ursprache“ (SW9, 19) angehören, bedürfen sie aber der Übersetzung – und wer könnte dies besser leisten als der Dichter: Er ist es, der „inmitten der Verwirrung von einer höheren Einheit Kunde gibt“ (SW9, 176). In Anlehnung an Spengler kann Jünger nun alle empirischen Erscheinungen zu „Symbolen“ erklären; die gesamte Erscheinungswelt nimmt die Struktur eines poetischen Textes an, dessen Entzifferung ein exklusives Wissen darstellt. Dem Dichter, und damit meint Jünger nicht zuletzt sich selbst, kommt somit die Aufgabe einer – letztlich willkürlichen – autoritativen Sinnsetzung zu.⁵⁸

Mit dem „Abenteuerlichen Herz“ und dem „Sizilischen Brief an den Mann im Mond“ definiert Jünger seine Rolle neu: Jetzt kann er die politische Tätigkeit als „unanständig“ bezeichnen (SW9, 114). Fortan begibt er sich als Dichter in den Kampf um die Hegemonie der Weltdeutung,⁵⁹ was ihn nicht davon abhält, die Jugend im „Abenteuerlichen Herz“ weiterhin zum Aufstand gegen die ihm verhasste Gesellschaftsordnung aufzurufen, „damit der Lebensraum leergefegt werde für eine neue Hierarchie“ (SW9, 153f).

Das Konzept der stereoskopischen Optik, das er künftig konsequent beibehalten wird,

56 Seferens, a.a.O., S. 154ff.

57 Ebd.

58 Seferens, a.a.O., S. 156, 159.

59 Seferens, a.a.O., S. 175.

lässt jetzt auch eine neue Sichtweise der Technik zu. So etwa, als er einen Blick in einen Maschinenraum wirft:

„Und hier empfand ich wieder, was man hinter dem Triebwerk des Flugzeugs empfindet, wenn die Faust den Gashebel nach vorn stößt und das schreckliche Gebrüll der Kraft, die der Erde entfliehen will, sich erhebt oder wenn man nächtlich im D-Zug sich durch die zyklischen Landschaften des Ruhrgebiets stürzt, während die glühenden Flammenhauben der Hochöfen das Dunkel zerreißen und inmitten der rasenden Bewegung dem Gemüt kein Atom mehr möglich scheint, das nicht in Arbeit ist.“ (SW9, 154)

Hier wird die Technik zum Symbol für den Geist der Epoche – dieser wiederum wird erfasst durch den stereoskopischen Blick, der bis zu den „arbeitenden“ Atomen hinab reicht, die einer höheren Notwendigkeit folgen. Mit dem Konzept der stereoskopischen Optik schafft Jünger den benötigten Begründungszusammenhang, der die Voraussetzung für das Sehen der „Gestalt des Arbeiters“ bildet.⁶⁰

3. Die organische Konstruktion: „Der Arbeiter“

3.1 Das Vorspiel: „Die Totale Mobilmachung“

Der 1930 erschienene Essay „Die Totale Mobilmachung“ gehört bereits der Gedankenwelt des „Arbeiters“ an und kann daher als Vorspiel bezeichnet werden.⁶¹ Mit dem Begriff der „Totalen Mobilmachung“ möchte Jünger eine künftige neue Qualität der Kriegsvorbereitung und -führung zum Ausdruck bringen, deren Merkmal es sein wird, dass das gesamte verfügbare Kapital eines Staates und alle ökonomischen und zivilen Kräfte zur Bestreitung eines gigantischen Arbeitsprozesses herangezogen werden: Es entsteht ein „Heer der Arbeit“, das bereits in Friedenszeiten den nächsten Krieg vorbereitet (SW7, 125f.).

Gemäß der Metaphysik Jüngers wird die totale Mobilmachung jedoch nicht vollzogen – sie vollzieht sich selbst. Es liegt ihr dasselbe Prinzip zugrunde, das die technisierten Großstädte geschaffen hat und dem der Mensch „im Tiefsten verschrieben“ ist (SW7, 128).

Grundsätzlich ist der hier von Jünger verwendete Begriff der „Arbeit“ identisch mit Nietzsches Willen zur Macht. Erst in „Der Arbeiter“ wird jedoch deutlich, dass die „Totale Mobilmachung“ über den Krieg hinaus auf Herrschaft abzielt.

Zunächst aber wird, im „Zeitalter der Massen und Maschinen“, jeder Einzelne zum Arbeiter umfunktioniert (SW7, 128). Erste Anzeichen dieser Entwicklung glaubt Jünger bereits in den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs beobachtet zu haben: Das in den kleineren Kriegsschriften verwendete Bild von der Kriegsmaschinerie wird jetzt

⁶⁰ Vgl. Blok, a.a.O., S. 59.

⁶¹ Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 97.

verschärft zum „präzisen Arbeitsgang einer mit Blut gespeisten Turbine“ (SW7, 129). Dass dieser Krieg verloren wurde, erklärt er überraschenderweise aus einer mangelnden Anpassungsleistung der Deutschen an den „Geist des Fortschritts“ (SW7, 129, 136), also die Kräfte der Aufklärung, für die er eigentlich nur Verachtung übrig hat. Laut Jünger kann jedoch auch der Fortschrittsgeist das Schicksal nicht aufhalten:

„Das alte Glockenspiel des Kreml ist auf die Melodie der Internationale umgestellt. In Konstantinopel buchstabieren die Schulkinder statt der alten Arabesken des Korans die lateinische Schrift. In Neapel und Palermo ordnen faschistische Polizisten das Treiben des südlichen Lebens nach den Grundsätzen der modernen Verkehrsdisziplin. [...] Die Abstraktheit, also auch die Grausamkeit, aller menschlichen Verhältnisse nimmt ununterbrochen zu.“
(SW7, 140)

Der Fortschritt bewirkt eine weltweite Angleichung, bzw. Gleichschaltung der Lebensverhältnisse im Sinne einer notwendigen „höheren Mobilmachung“ und zerstört kulturelle Eigenarten und Traditionen, bis die „humanitäre Maske“ abgetragen ist (SW7, 135, 140f.): Der bürgerliche Fortschrittsgeist verändert die Welt gegen die eigenen Intentionen. Das Ergebnis, der vollständige Nihilismus, ist allerdings ganz in Jüngers Sinne, denn nur so kann der Umschlag der Bewegung, der Nullpunkt (vgl. Kap. 2.4) und damit die Überwindung des Nihilismus durch eine neue Sinnsetzung näher rücken.

3.2 Ernst Jüngers Gestaltbegriff

Im Großessay „Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt“ (1932) geht Ernst Jünger von der grundsätzlichen Erkennbarkeit metaphysischer Strukturen aus. In diesem Kontext spielt der Gestaltbegriff eine wesentliche Rolle.

Jüngers Verwendung dieses Begriffs wird oftmals als uneindeutig, bisweilen auch als konfus empfunden.⁶²

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist der Begriff der „Gestalt“ durchaus populär. In der von Christian von Ehrenfels 1889 begründeten Gestalttheorie wird die „Gestalt“ als visuelle Wahrnehmbarkeit äußerer Formen auf den strukturellen Zusammenhang anderer sinnlicher, psychologischer oder geistiger Gebilde übertragen. In den 1920er Jahren hält das Konzept Einzug in die Lebensphilosophie Ludwig Klages und die geschichtsphilosophischen Vorstellungen Theodor Lessings.⁶³ Ausschlaggebend für Jüngers Auffassung des Gestaltbegriffs sind jedoch primär die Lehren von Leibniz,

62 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 389; Thomas Löffler: Ernst Jüngers organologische Verwindung der Technik auf dem Hintergrund der Biotheorie seines akademischen Lehrers Hans Driesch. In: Titan Technik, S. 62; Marianne Wunsch: Ernst Jünger „Der Arbeiter“. Grundpositionen und Probleme. In: Ernst Jünger. Politik – Mythos – Kunst. Hrsg. von Lutz Hagedstedt, Berlin 2004 (im folgenden zit. als Politik – Mythos – Kunst), S. 465.

63 Bohrer, a.a.O., S. 476; Martus 2001, a.a.O., S. 94f.; Metzler Lexikon Philosophie, hrsg. von Peter Prechtel und Franz-Peter Buckard, erw. u. aktual. Aufl., Stuttgart 2008, S. 215.

Oswald Spengler und Hans Driesch, wie im Folgenden aufgezeigt werden soll.

Jünger verweist zunächst auf das Verhältnis von „Stempel“ und „Prägung“ (SW8, 37) und führt dann aus:

„In der Gestalt ruht das Ganze, das mehr als die Summe seiner Teile umfaßt und das einem anatomischen Zeitalter unerreichbar war. Es ist das Kennzeichen einer heraufziehenden Zeit, daß man in ihr wieder unter dem Banne von Gestalten sehen, fühlen und handeln wird. [...] Von höchstem Belange ist aber die Tatsache, daß die Gestalt den Elementen des Feuers und der Erde nicht unterworfen ist und daß daher der Mensch als Gestalt der Ewigkeit angehört.“
(SW8, 37, 40)

Die „Gestalt“ ist demnach ein Prinzip, das als metaphysischer „Stempel“ dem konkreten Menschen seine (innere und äußere) Form verleiht, damit zugleich aber eine ganze Epoche prägt. Sie ist zudem nicht der Zeitlichkeit unterworfen, sondern ewig in sich ruhend, d.h. jenseits der Zeit präsent und daher mit wissenschaftlicher Methodik nicht auffindbar.

Die gedankliche Nähe dieses Konzepts zum Dualismus von Idee und Erscheinung hat immer wieder zur Kennzeichnung Jüngers als Platoniker geführt.⁶⁴ Dem hat er wiederholt widersprochen und auf die Ähnlichkeit der „Gestalt“ mit Goethes Begriff der „Urpflanze“ verwiesen (SW8, 390ff.).⁶⁵ Mit der Kennzeichnung des Dualismus als „Generalketzerei“ und der Betonung der „Totalität“ der Natur bekennt sich Jünger entschieden zum Monismus (SW8, 242f.).

Unverkennbar ist der prägende Einfluss Oswald Spenglers, der zur Erläuterung seines Gestaltbegriffs ebenfalls Goethes Urpflanze anführt.⁶⁶ Nach Goethes Morphologie sind die Formen der existierenden Organismen Variationen eines Urphänomens der jeweiligen Organismusgruppe, das sich aus den wandelnden Gestaltungen abstrahieren lässt.⁶⁷ Dieses Konzept überträgt Spengler auf die Geschichte und geht von einer metaphysischen „Urgestalt“ der Kultur aus, die allen Kulturen als Formideal zugrunde liegt.⁶⁸ Ernst Jünger wiederum verwendet den Gestaltbegriff, um das Aufkommen eines neuen, herrschenden Prinzips einer geschichtlichen Epoche darzustellen (SW8, 13). In der Schrift „Typus, Name, Gestalt“ (1963) erläutert er sein Verständnis des Gestaltbegriffs anhand eines organischen Stufen-Modells: Wird eine gezeigte Blume (die konkrete Erscheinung) aufgrund ihrer Merkmale als „Lilie“ identifiziert, gehört sie einem bestimmten „Typus“ an. Dieser „Typus“ wird bestimmt und hervorgebracht von

64 Vgl. Hans Blumenberg: Der Mann vom Mond. Über Ernst Jünger. Hrsg. von Alexander Schmitz und Marcel Lepper, Frankfurt/Main 2007, S. 25f.; Meyer, S. 114; Schwarz, a.a.O., S. 31; Peter Trawny: Die Autorität des Zeugen. Ernst Jüngers politisches Werk. Berlin 2009, S. 25.

65 Vgl. Jüngers Aussage in: Gnoli u. Volpi, a.a.O., S. 42.

66 Spengler, a.a.O., S. 144.

67 Vgl. Felken, a.a.O., S. 52f.

68 Vgl. Spengler, a.a.O., S. 141.

der „Gestalt“, also der „Urpflanze“. Die „Gestalt“ selbst ruht wiederum im „Ungesonderten“ (SW13, 138).

In dieses Modell sind auch Vorstellungen von Jüngers akademischem Lehrer Hans Driesch eingeflossen: Auch dieser lehrt, dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist, und wie in Jüngers „Arbeiter“ sind in Drieschs vitalistischer Biotheorie „Gestalt“, „Typus“ und „Ganzheit“ wichtige Schlüsselwörter. Driesch sucht nach einem steuernden Faktor des Lebens und schließt auf eine selbstregulative Entwicklung der Lebewesen, die er in Anlehnung an Aristoteles als Entelechie („das, was das Ziel in sich trägt“) bezeichnet. Da dieses Prinzip in allen Organismen wirksam ist, verbindet es alle Lebewesen zu einer Ganzheit. Diese Auffassung erweitert er zu einer Metaphysik, insofern er der entelechialen Lebenskraft eine nicht-physikalische raumzeittranszendente Existenz einräumt.⁶⁹

Jünger selbst verweist zudem auf die Nähe seines Gestaltbegriffs zur Monadologie von Leibniz (SW8, 390), die ebenfalls auf dem Entelechiegedanken aufbaut. Hier ist die Monade das formgebende Prinzip für die materielle Erscheinung.⁷⁰

Mit dem aus verschiedenen Vorbildern montierten Begriff der Gestalt besitzt Jünger jetzt ein Mittel, das die Einheit in der Vielheit der Phänomene verbürgt und es ihm ermöglicht, „eine neue Wirklichkeit“ (SW8, 13) anhand von Analogiebildungen zu konstatieren.

3.3 Die „Gestalt des Arbeiters“ als Zeitdiagnose

In „Der Arbeiter“ fasst Ernst Jünger seine bisher entwickelten Vorstellungen in einer Melange aus Diagnose, Prognose und Polemik zusammen: Der metaphysisch legitimierte, notwendige Krieg; die Kritik an Rationalismus und Bürgertum; das Bestreben nach einer militaristischen Diktatur; die von einer „neuen Rasse“ herbeigeführte Zeitenwende, die den Nihilismus überwindet. Unter Anwendung des stereoskopischen Blickes soll die Wirkweise der „Gestalt des Arbeiters“ erkennbar werden, die eine neue Wirklichkeit hervorbringt. Auch hier spielt die Technik als Symbol eine maßgebliche Rolle. Jünger zeigt sich in seiner Argumentation davon überzeugt, dass die Ablösung des Bürgertums durch die Arbeiterklasse unvermeidbar

69 Vgl. Löffler, a.a.O., S. 57ff.; Louis Dupeux: Der „Neue Nationalismus“ Ernst Jüngers 1925-1932. Vom heroischen Soldatentum zur politisch-metaphysischen Totalität. In: Die großen Jagden des Mythos. Ernst Jünger in Frankreich. Hrsg. von Peter Koslowski, München 1996 (im Folgenden zit. als „Die großen Jagden“), S. 23.

70 Vgl. Friedrich Gaede: Technische oder monadische Welt? Zur Grundlage und Kritik von Ernst Jüngers Begriff und Kritik der Technik. In: Titan Technik, S. 49ff.

ist. Laut Jünger ist es eine – nicht näher begründete – „Tatsache“, dass der Arbeiter in einem Verhältnis zu den elementaren Mächten steht (SW8, 18ff.). Daher ist der Arbeiter auch keine wirtschaftliche Erscheinung, denn die Wirtschaft ist keine Schicksalsmacht. Jünger verlangt vom Arbeiter, sich in anderer Form zu begreifen und seine Überlegenheit gegenüber dem Bürger zu erkennen. Sein Anspruch muss es sein, nicht Träger einer neuen Gesellschaft, sondern Träger eines neuen Staates zu sein (SW8, 31ff.).

Jünger definiert den Begriff vom „Arbeiter“ kurzerhand neu: Jetzt ist nicht mehr das Proletariat gemeint, sondern eine metaphysische Größe. Das allerdings muss der Arbeiter erst einmal begreifen, er muss sich als Ausprägung einer „Gestalt“ erkennen (SW8, 45):

„Das Sehen von Gestalten ist insofern ein revolutionärer Akt, als es ein Sein in der ganzen und einheitlichen Fülle seines Lebens erkennt. Es ist die große Überlegenheit dieses Vorganges, daß er sich jenseits sowohl moralischen und ästhetischen als auch der wissenschaftlichen Wertungen vollzieht.“ (SW8, 46)

Im Gegensatz zur positivistisch-rationalen Betrachtung der Welt, die nur disparate Bruchstücke vorfindet, kann der an die Tiefendimension des Seins rückgekoppelte Arbeiter auch die Symbole der umfassenden Einheit des Lebens wahrnehmen.

Doch Jünger geht noch einen folgenschweren Schritt weiter, denn er erklärt die Angehörigkeit zu einer „Gestalt“ zum einzig gültigen Kriterium für den Wert eines Menschen (SW8, 46). Auf diese Weise dient das Konstrukt der „Gestalt“ Jünger zur Festlegung einer metaphysischen Rangordnung, denn selbstverständlich gehört der Bürger (im Gegensatz zum Frontsoldaten) nicht den „Gestalten“ an, er kann sie auch nicht erfassen, da ihm die tiefere Beziehung zum Schicksal und damit die nötige Perspektive der Betrachtung fehlt (SW8, 35, 42f.).

Die Aufgabe des Arbeiters ist es nun, in einer großangelegten „Revision des Lebens durch das Sein“ die bürgerlichen Werte zu zerstören, wobei der „Wille zur totalen Diktatur“ sich als der „Wille zur Totalen Mobilmachung“ erkennt (SW8, 46, 49). In diesem Zusammenhang wiederholt Jünger seine These vom bürgerlichen Fortschrittsgeist, der das ihm zugrundeliegende Wertesystem zerstört und daher zwangsläufig in den Nihilismus mündet (SW8, 50). Jünger suggeriert, dass das Schicksal dem Menschen nur eine Wahl lässt: sich zur „Totalen Mobilmachung“ zu bekennen.

Um die Existenz der „Gestalt des Arbeiters“ nachzuweisen – denn wie bereits dargelegt bleibt die „Gestalt“ selbst eine „leere Stelle“ (SW8, 89) – versucht er im Folgenden

aufzuzeigen, dass der Einbruch elementarer Kräfte in die Welt bereits stattgefunden hat. Nachdem Jünger den Ersten Weltkrieg, aber auch seine abenteuerliche Afrika-Episode zu frühen Protestaktionen gegen die Wertungen der bürgerlichen Gesellschaft erklärt hat, hält er Ausschau nach Symbolen, die auf das „Wesen der Urwelt“ (SW8, 59, 64) schließen lassen. Hierzu wird die Welt wiederum aus der teleskopischen Perspektive des Mondes in den Blick genommen, was die Anteilnahme des Betrachters „kälter und brennender zugleich“ werden lässt: Sichtbar wird eine „Struktur“, die das Leben als Einheit ausweist (SW8, 69). Da dem Menschen diese Perspektive zumeist nicht offen steht, muss er auf einen „geheimen Sinn“ vertrauen und „das Leben nicht nur als das Feld des Notwendigen, sondern zugleich der Freiheit [...] begreifen“ (SW8, 69, 70).

Damit schneidet Jünger ein weiteres Kernthema des Werks an: Den Begriff der individuellen Freiheit. Für den Menschen, der sich als Träger der „Gestalt des Arbeiters“ erkennt, wandelt sich der Freiheitsanspruch um in einen Arbeitsanspruch. Er sieht nun, dass es nichts geben kann, was nicht als Arbeit zu begreifen ist: Wissenschaft, Kunst, Glaube, Krieg, Liebe, das Leben, Atome und Sterne – Arbeit ist das Prinzip des Kosmos und als solches identisch mit dem Willen zur Macht (SW8, 72, 74).

Dass der Auftrag des Schicksals mit Opfern einhergeht, ist für Jünger selbstverständlich. Daher kann der Arbeiter nicht nach Freiheit und Glück im herkömmlichen Sinne streben (SW8, 73): „Das tiefste Glück des Menschen besteht darin, daß er geopfert wird, und die höchste Befehlskunst darin, Ziele zu zeigen, die des Opfers würdig sind“ (SW8, 78). Diese Haltung bezeichnet Jünger als „heroischen Realismus“ (SW8, 70).

Hier überträgt Jünger seine persönlichen Folgerungen aus der Erfahrung des Ersten Weltkriegs in eine Metaphysik, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt. Gleichzeitig gelingt es dem ehemaligen Frontsoldaten auf diese Weise, sein eigenes Leben als exemplarisch darzustellen. Der Autor wird selbst zum „Arbeiter“.

Im Folgenden sucht Jünger nach weiteren Anzeichen für das Wirken elementarer Mächte (SW8, 94). Er erkennt Arbeit als neues Prinzip, als Lebensart, die noch nicht vollständig verwirklicht, jedoch bereits angedeutet ist. Sie zeigt sich etwa im Sport, der „ganz unverhüllten Arbeitscharakter“ trägt, in der Mobilisierung der Materie durch die Physik, in der Suche der Zoologie nach der potentiellen Energie des Lebens (SW8, 95). Arbeit ist jedoch keine technische Tätigkeit – die Technik liefert lediglich die „entscheidenden Mittel“, sie ist „Instrumentarium“ und „Projektion“ der neuen Lebensart, hinter der ein „eigenartige(r) Wille“ steht (SW8, 94).

Hier wiederholt Jünger den Gedanken von einer willenslosen Technik, die nun jedoch

dem Arbeiter als ein ihm adäquates Machtmittel von einem höheren Willen an die Hand gegeben wird. So erklärt sich auch, warum die Technik in Händen des fortschrittsgläubigen Bürgertums nihilistische Tendenzen fördert: Sie ist ihm nicht zudedacht. Verwendet er sie dennoch, zerstört die Technik alle traditionellen Werte. Jünger erklärt den Ersten Weltkrieg zu einem Katalysator dieses Geschehens und versieht ihn auf diese Weise nachträglich mit Sinn (vgl. SW8, 162). Es scheint, als habe Jünger die Technik mit einem metaphysischen Sicherungssystem ausstatten wollen, denn ob das Bürgertum sich ihrer bemächtigt oder nicht: letztlich dient sie der „Gestalt des Arbeiters“.

Für die weitere Suche nach Symbolen führt Jünger die Figur des Ahasver, des wandernden Juden aus dem Bibelbuch Esther, als „Fremdling“ ein (SW8, 104). Das heimatlose Bewusstsein Ahasvers sieht die Dinge gleichsam im Licht des Mondes (vgl. Kap. 2.4): Gerade weil Ahasver immer unterwegs ist, hat er die nötige Distanz, um die den Dingen eingeschriebenen verborgenen Zeichen und die Einheit des Seins sehen zu können.⁷¹ Jünger lässt Ahasver eine Großstadt durchwandern und beschreibt dessen Eindrücke:

„Es ist der Anblick einer gesteigerten Bewegung, die sich mit unpersönlicher Strenge vollzieht. Diese Bewegung ist drohend und uniform; sie treibt Bänder von mechanischen Massen aneinander vorbei, deren gleichmäßiges Fluten sich durch lärmende und glühende Signale reguliert.“ (SW8, 102)

Ahasver sieht diese Art von Bewegung auch in der Industrie, in der Landwirtschaft, der Wissenschaft, im Handel, auf den Schlachtfeldern; in ihr ist die „Sprache der Arbeit“ angedeutet (SW8, 104). Seine Perspektive entspricht dem teleskopischen Blick vom Mond auf die Erde (s.o.), doch der letzte, entscheidende Akt der stereoskopischen Optik wird hier nicht vollzogen: Er sieht nicht die „Gestalt des Arbeiters“, denn dazu fehlt ihm die deutende Tätigkeit des Dichters.⁷²

Nachdem Jünger jetzt bereits Beispiele für den neuen Begriff der Arbeit und die Sprache der Arbeit genannt hat, wendet er sich dem „totalen Arbeitscharakter“ zu, der sich ebenfalls bereits abzeichnet: In der Wandlung des Soldaten zum Techniker, der Spezialisierung der Arbeit, der Emanzipation der Frau, dem Fußballspiel. Überall trifft er, bzw. Ahasver, auf eine „verblüffende Identität der Vorgänge“ (SW8, 106ff.). Die fortlaufende Angleichung der Menschen aufgrund des Arbeitscharakters ihres Tuns, die Verschiebung des Schwerpunkts der Tätigkeiten vom „individuellen auf den totalen Arbeitscharakter“ (SW8, 108), lässt für Jünger nur einen Schluss zu: Es handelt sich um

71 Vgl. Blok, a.a.O., S. 63.

72 Vgl. Blok, a.a.O., S. 68ff.

den „Untergang des Individuums“ (SW8, 113):

„Was stirbt, was abfällt, ist das Individuum als der Vertreter geschwächter und zum Untergang bestimmter Ordnungen. Durch diesen Tod muss der Einzelne hindurch [...] und es ist ein guter Anblick, wenn er ihm nicht auszuweichen, sondern ihn im Angriff aufzusuchen strebt.“
(SW8, 114)

Dem Tod des Individuums nicht auszuweichen, meint die freiwillige Aufgabe der Individualität im Sinne des „heroischen Realismus“ – dann hat der Einzelne „Anteil an einem einheitlichen und sinnvollen Leben“ (SW8, 314).

Doch Jüngers Diagnose der Moderne ist noch nicht komplett, denn er findet auch genügend Beispiele für die bereits stattfindende Verdrängung des Individuums durch den „Typus“. Als dessen Vorläufer erweist sich der Frontsoldat:

„Verändert hat sich auch das Gesicht, das dem Beobachter unter dem Stahlhelm oder der Sturzkappe entgegenblickt. Es hat in der Skala seiner Ausführungen [...] an Mannigfaltigkeit und damit an Individualität verloren, während es an Schärfe und Bestimmtheit der Einzelausprägungen gewonnen hat. Es ist metallischer geworden, auf seiner Oberfläche gleichsam galvanisiert, der Knochenbau tritt deutlich hervor, die Züge sind ausgespart und angespannt.“ (SW8, 116)

Diese Art der physiognomischen Stilisierung als Kennzeichnung der „neuen Rasse“ lässt sich bis zu den „Stahlgewittern“ zurückverfolgen. Erst in „Der Arbeiter“ wird sie jedoch in einen sinngebenden Gesamtzusammenhang überführt. Die in dieser Stilikone angedeutete Angleichung von Mensch und Maschine (vgl. Kap. 2.3) kann jetzt begründet werden: In einer Welt, in der ohnehin „die alte Unterscheidung zwischen mechanischen und organischen Kräften versagt“ (SW8, 104), verschmilzt der Arbeiter als funktionelle Größe mit seinem Instrumentarium. Für dieses Merkmal etabliert Jünger den Begriff der „organischen Konstruktion“: Die „Gestalt“ unterstellt sich die organischen Einheiten in einem Anpassungsprozess (SW8, 123), sie werden zum „Typus“.

Dieser Prozess wird sichtbar in der Verschaltung des Menschen in einem umfassenden Netz aus Energie- und Wasserversorgung, Verkehrs- und Geldwesen, Massenmedien und Kommunikationsmitteln (SW8, 124ff.).

Die Berührung des Menschen mit dem speziellen Arbeitscharakter der ihn umgebenden, künstlichen Lebenswelt hat Jüngers Beobachtungen zufolge bereits einen tiefgreifenden Uniformierungsprozess eingeleitet: Die Physiognomie wird maskenhaft, die Kleidung gleicht zunehmend einer Arbeitstracht. Der Verlust des individuellen Charakters zeigt sich in der bildenden Kunst, in Kino, Theater und Fotografie. Selbst die Warenwelt wird uniformiert, denn die suggestive Kraft der Werbung setzt „Typ“ und „Marke“ als Qualitätsmerkmal durch (SW8, 126ff.). Die Revolution kann aber erst beginnen, wenn

der dem „Typus“ zugehörige Mensch sich als Ausdruck der „Gestalt“ begreift (SW8, 144), d.h. wenn er die „Gestalt des Arbeiters“ intuitiv erkennt.

Wie diese Revolution vonstatten gehen soll, bleibt im Werk unklar (vgl. Kap. 3.5). Klar umrissen ist jedoch das vorläufige Ziel der Entwicklung, denn die auf Ordnung und Unterordnung angewiesene, mechanisierte Welt des „Typus“ führt laut Jünger zwangsläufig zu einer Diktatur, in der die Unterordnung zu einer allgemein anerkannten Tugend wird, womit die „Identität von Freiheit und Gehorsam“ gegeben ist (SW8, 155). Das Problematische an Jüngers Methodik ist weniger der Akt des „Sehens von Gestalten“, denn dies bedeutet zunächst nur die Erkenntnis einer übergeordneten Einheit in der Vielheit der verschiedenen Symbole, was man auch als bloße Analogiebildung auffassen könnte. Anhand der metaphysischen Begründung kann jedoch jeglicher Widerspruch für unzulänglich erklärt werden: Wer die „Gestalt des Arbeiters“ nicht aus den Symbolen erschließt (bzw. dem Dichter nicht glaubt), kann eben nicht richtig „sehen“.

3.4 Die Technik als Werkzeug des Arbeiters

Seinen Überlegungen schickt Jünger die grundlegende These vorweg, dass der Mensch nicht in einem „unmittelbaren Verhältnis“ zur Technik steht und daher weder ihr Schöpfer noch ihr Opfer ist (SW8, 160). Führt man sie nämlich auf menschliches Handeln zurück, bleibt unberücksichtigt, dass sich mit der Technik für dieses Handeln radikal neue Bedingungen ausprägen – die Bedingungen einer neuen Wirklichkeit.⁷³

Allerdings muss die Sprache beherrscht werden, „die im Arbeitsraum gültig ist“:

„Diese Sprache ist nicht weniger bedeutend, nicht weniger tief als jede andere, da sie nicht nur Grammatik, sondern auch Metaphysik besitzt. In diesem Zusammenhange spielt die Maschine eine ebenso sekundäre Rolle wie der Mensch, sie ist nur eines der Organe, durch die diese Sprache gesprochen wird.“ (SW8, 160)

In ihrer Eigenschaft als Sprache ist die Technik jedem verständlich, sie ist universal – als Indiz hierfür führt Jünger ihre schnelle weltweite Verbreitung an. Wer sich auf die Technik einlässt, ihre Sprache spricht, passt sich damit dem Machtcharakter an, der sich hinter den technischen Symbolen verbirgt und der sich erst im Krieg offen zeigt (SW8, 169, 172f.). Die technischen Symbole verdrängen sodann alle anderen, zerstören „das alte Lebensgesetz“. Demzufolge ist die Technik auch antichristlich (SW8, 164f.) und letztendlich nihilistisch. Sie fördert die Anarchie und ist damit ein Mittel der „totalen

⁷³ Vgl. Günter Figal: Der metaphysische Charakter der Moderne. Ernst Jüngers Schrift *Über die Linie* (1950) und Martin Heideggers Kritik *Über „Die Linie“* (1955). In: Ernst Jünger im 20. Jahrhundert, S. 186.

Revolution“ (SW8, 173). Ihre zerstörerische Kraft entfaltet die Technik laut Jünger allerdings nur im Herrschaftsbereich des Bürgertums. Grundsätzlich führt sie auf notwendige Ordnungen hin, die „keimartig“, also entelechial, in ihr eingeschlossen sind (SW8, 174). Mensch und Maschine erscheinen – sobald sie gemeinsam die Sprache der Technik sprechen – in einer organischen Konstruktion. Davon profitiert aber nur der Repräsentant der „Gestalt des Arbeiters“, der Arbeiter als „Typus“. Er steht in einem elementaren Verhältnis zur Technik (vgl. SW8, 160f.) und verwirklicht die Kombination von Wille (Mensch) und Machtmittel (Technik), um die Totale Mobilmachung durchzusetzen: „Die Technik ist die Art und Weise, in der die Gestalt des Arbeiters die Welt mobilisiert“ (SW8, 160). Insofern ähnelt der auf diese Weise angepasste Arbeiter einer durch die Technik bewirkten Mutation.⁷⁴

Die von Jünger in „Die Totale Mobilmachung“ eingeführte und im „Arbeiter“ mehrfach wiederholte und schrittweise präzierte Eigenschaft der Technik als „zerstörerisches Symbol“ weist auf ein Kernanliegen des Autors hin: Es soll kein Zweifel mehr daran bestehen, dass die Technik ihrem Wesen nach ein reines Machtmittel ist und nichts mit humanitären Fortschrittsgedanken oder gar Komfort zu tun hat. Jünger versucht zudem, eine untrennbare metaphysische Koppelung der Technik an den „Typus“ zu suggerieren. Dies hat auch Folgen für die Technik selbst:

„Die Entwicklung ist nicht grenzenlos; sie ist in dem Augenblick abgeschlossen, in dem sie als Werkzeug den eigentümlichen Anforderungen entspricht, denen die Gestalt des Arbeiters sie unterstellt.“ (SW8, 176)

Den Anforderungen des Arbeiters entspricht die Technik dann, wenn sie in das Stadium der Perfektion eintritt und damit in der Lage ist, Herrschaft zu verwirklichen. Ihr alleiniges Ziel ist die Vorbereitung einer „imperialen Einheit“ (SW8, 178, 180). Ist dieses Ziel erreicht, macht eine weitere Entwicklung der Technik keinen Sinn mehr.

Um dem Leser die Vorzüge des in Aussicht gestellten Imperiums zu verdeutlichen, zeichnet Jünger das Bild einer chaotischen, ständiger Veränderung unterworfenen Gegenwart, in der Krieg in Friedenszeiten mit ökonomischen Mitteln geführt wird: Eine maßlose Konkurrenz führt zur Vernichtung ungeheurer Geldsummen, die aufgewendet werden müssen, um Bedürfnisse beim Konsumenten zu wecken, und ihn von Bequemlichkeiten abhängig zu machen. Das Geld- und Kreditwesen produziert Inflationen und Krisen und führt zu einer ökonomischen Existenz, die sich als ununterbrochene Abdeckung von Krediten durch Arbeit darstellt. Ernten und

⁷⁴ Vgl. Francesco Fiorentino: Mythographie einer zersplitterten Welt. Ernst Jüngers konservativ-revolutionäre Antwort auf die Moderne. In: Prognosen. Hrsg. von Günter Figal und Georg Knapp, Tübingen 2001 (im Folgenden zit. als „Prognosen“), S. 69.

Gütererzeugung werden beständig gesteigert, dennoch nimmt die Verelendung der Massen zu (SW8, 184ff.). Auf der Strecke bleiben die Opfer dieses „dynamisch-explosiven“ Zustands: „unbekannte Märtyrer“ (SW8, 181f.). Im Herrschaftsbereich des Arbeiters unterliegt die Ökonomie hingegen einer strengen Kontrolle:

„Erst die unbedingte Konstanz der Mittel, gleichviel wie diese Mittel immer geartet seien, ist imstande, die maßlose und unberechenbare Konkurrenz zurückzuführen auf eine Konkurrenz, wie sie innerhalb der Naturreiche oder historisch gewordener Gesellschaftszustände zu beobachten ist.“ (SW8, 190)

Die Konstanz der Mittel ist aber nur möglich in einem „statischen, höchst geordneten Raum“, in dem die Totale Mobilmachung verwirklicht ist. Dieser Raum wird wiederum erst durch die Herrschaft verbürgende Perfektion der Technik möglich (SW8, 182, 190, 194). Erst jetzt zeigt sich, welche Rolle Jünger der Technik eigentlich zugeordnet hat: Sie stellt eine Art metaphysisches Vehikel dar, das die Menschheit durch die Zukunft hindurch zu einem „goldenen Zeitalter“ zurückführen soll.

Allerdings, so Jüngers Befund, befindet sich die Technik noch in einem Übergangsstadium, die Anwendung von Machtmitteln technischer Art trägt noch „Werkstättencharakter“ (SW8, 194, 203). Es gilt also – und dies ist Jüngers bereits aus „Das abenteuerliche Herz“ bekannte Aufforderung an eine neue Elite – „die Wucht und die Geschwindigkeit der Prozesse zu steigern“. Da die „Gestalt des Arbeiters“ Anspruch auf planetarische Gültigkeit erhebt (SW8, 205), erklärt sich zumindest das politische Ziel Jüngers, das in einem Akt autoritativer Setzung als Naturgesetz ausgegeben und der Technik eingeschrieben wird: Es geht um die Weltherrschaft.

Jünger bezeichnet die Technik zwar als „Werkzeug“, „Mittel“ und „Instrumentarium“, betrachtet sie aber nicht (wie die traditionelle Technikwahrnehmung) als neutrales Mittel (vgl. SW8, 170). Da bestimmte Ordnungen entelechiell in der Technik eingeschlossen sind, besitzt sie Autonomie, bzw. Züge der Dämonie. Diese Autonomie/Dämonie kann einerseits als Entfremdung empfunden werden und zu einer resignativen Techniklage führen. Andererseits kann versucht werden, Gegenstrategien zu entwickeln – diesen Weg geht Ernst Jünger. Ähnlich wie der Marxismus oder das Prinzip der Technokratie strebt er eine Re-Instrumentalisierung der Technik an. Da aber weder das marxistische „Proletariat“, noch der technokratische „Ingenieur“ nach Jüngers Verständnis in der Lage ist, die Technik zu beherrschen und der Arbeiter als „Typus“ sogar selbst Ausdruck der dämonischen Perfektion der Technik ist, bleibt nur die Haltung einer „heroischen“ Akzeptanz der technischen Welt.⁷⁵

⁷⁵ Vgl. Rolf Peter Sieferle: Die „Gestalt des Arbeiters“ im technischen Zeitalter. Eine Einführung. In: Titan Technik, S. 91ff.

3.5 Die Prognose: Das Reich des Arbeiters

Wie der Übergang zum Arbeitsstaat vor sich gehen soll, bleibt im Einzelnen unklar: In der Erscheinung eines Parteiführers, eines Ministers oder Generals kann sich plötzlich der „Typus“ offenbaren (SW8, 274) – viel mehr erfährt der Leser nicht. Jüngers martialische Rhetorik macht aber deutlich, dass dies nicht ohne Gewalt vor sich gehen kann: „Toleranz“ wird vom Arbeiter nicht zu erwarten sein, es ist die „Voraussetzung einer organischen Konstruktion des Staates“, dass die „Schlupfwinkel“ des Verrats ausgebrannt werden (SW8, 252). Um die „Zuverlässigkeit und Gleichartigkeit des Bestandes“ sicherzustellen, braucht es „Säuberungsmaßnahmen“ (SW8, 276).

Die Vorstellungen Jüngers vom Staat des Arbeiters entsprechen prinzipiell den Forderungen seiner politischen Publikationen, und ebenso wie dort ist auch in „Der Arbeiter“ ein sozialer, politischer oder wirtschaftlicher Plan nicht aufzufinden⁷⁶ – Jünger lässt lediglich eine affirmative Haltung gegenüber dem ersten russischen Fünfjahresplan durchblicken (SW8, 300f.). Der autoritäre Maßnahmenkatalog wird jetzt allerdings noch erweitert: Die Kunst ist nicht mehr Mittel, sondern Objekt der Veränderung. Der Sieger, also der Arbeiter, bestimmt, was als Kunst zu gelten hat. Da die Kunst die „Gestalt des Arbeiters“ repräsentieren muss, ist ihr Gegenstand vornehmlich die Arbeit. Ziel und Aufgabe der Kunst ist eine „einheitliche Raumgestaltung“, was die Aufwertung von Bildhauerei, Architektur und Städtebau zur Folge hat (SW8, 218ff.).

Der Staat muss die Verfügungsgewalt über die Rohstoffquellen sicher stellen und es wird eine „Arbeitsdienstpflicht“ für die gesamte Bevölkerung angeordnet (SW8, 293, 306). Das Parlament wird vom Gesellschafts- zum Staatsorgan, indem es in eine „Arbeitsgröße“ umgewandelt wird. Sozialfunktionäre werden durch Staatsbeamte ersetzt (SW8, 278).

Notwendig ist auch die „Trockenlegung jenes Sumpfes der freien Meinung“ – die Pressefreiheit wird abgeschafft, die modernen Massenmedien dienen den Aufgaben des Staates (SW8, 278ff). Und freilich ist der Staat auch pädagogisch tätig: Er kümmert sich um die „liebevolle und bis in die Einzelheiten durchdachte Erziehung eines Menschenschlages in besonderen Siedlungen“ und züchtet auf diese Weise eine neue Funktionselite heran, die „alle Kennzeichen eines Ordens trägt“ (SW8, 299).

Die Verfassung des Staates wird durch den „Arbeitsplan“ ersetzt – schließlich geht es nicht darum, dem Menschen „verfassungsmäßige Rechte“ zuzusichern, sondern „sein Leben autoritativ zu verändern“ (SW8, 298). Das setzt allerdings einen Typus voraus,

⁷⁶ Vgl. Bohrer, a.a.O., S. 485.

der „auf den Ausweg des Glückes zu verzichten weiß“ (SW8, 311). Auch ein Machtmissbrauch ist in der organischen Konstruktion des Staates weitgehend ausgeschlossen, denn „sie wird bestimmt durch die Metaphysik der Arbeitswelt, und es ist entscheidend, in welchem Maße sich in den verantwortlichen Kräften die Gestalt des Arbeiters zum Ausdruck bringt“ (SW8, 273). Wer diese verantwortlichen Kräfte sind, wird nicht ausgeführt, Jünger spricht lediglich einmal von einer „jungen und rücksichtslosen Führerschaft“ (SW8, 217).

Die von Jünger geschilderte „Arbeitsdemokratie“ ist weder eindeutig nationalistisch (aufgrund der planetarischen Perspektive) noch nationalsozialistisch (keine „Blut und Boden“-Ideologie), sie besitzt schlicht die allgemeinen Merkmale eines totalitären Systems; es kann also keine Rede von einer Utopie sein. Die Besonderheit seines Entwurfs besteht lediglich in der metaphysischen Untermauerung, denn erst durch sie kann Jünger seine angeblichen Prognosen als „notwendig“ ausweisen. So trägt Jüngers Arbeiterstaat einerseits die Züge einer Technokratie, andererseits die einer Theokratie, in der Gott durch eine pseudoreligiöse „Gestalt“ ersetzt wird, die selbst inhaltsleer bleibt und deren Intentionen nur von einer künftigen Funktionseleite (die Jünger nicht umsonst als Orden kennzeichnet) erkannt werden können. Dass ein solches System immun gegen Missbrauch sein soll, zählt zu den größten argumentativen Schwächen des „Arbeiters“.

3.6 Kritik und Anmerkungen zur Rezeption

„Der Arbeiter“ wird 1932 kontrovers in der Presse diskutiert; im „Völkischen Beobachter“ erscheint eine äußerst negative Besprechung. Darin wird vor allem Jüngers ablehnende Haltung gegenüber dem biologischen Rassenbegriff (die er im „Arbeiters“ wiederholt) und die planetarische Perspektive, die keine „Blut und Boden“-Ideologie kennt, beklagt.⁷⁷

In der Jünger-Forschung wurde seit den 1960er Jahren vielfach der Dilettantismus und die Inhumanität der Argumentation Jüngers kritisiert und „Der Arbeiter“ als „Verfassung des Nationalsozialismus“ ausgewiesen.⁷⁸ Die Kennzeichnung Jüngers als „Wegbereiter des Faschismus“⁷⁹ spricht möglicherweise für eine Überschätzung seines Einflusses. Unzweifelhaft hat „Der Arbeiter“, wie zuvor auch Jüngers politische Publizistik, jedoch einen Beitrag zu einem geistigen Klima geleistet, das die Machtergreifung Hitlers

⁷⁷ Kiesel 2009, a.a.O., S. 394ff.

⁷⁸ Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 396; Martus 2001, a.a.O., S. 90; Wunsch, a.a.O., S. 472.

⁷⁹ Etwa in dem Antrag, den die Abgeordneten der „Grünen“ am 4. August 1982 ins Frankfurter Stadtparlament einbrachten, um die Verleihung des Goethepreises an Jünger zu verhindern; vgl. Kiesel 2010, S. 514.

ermöglichte.

Jünger hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg auf den Standpunkt zurückgezogen, mit dem „Arbeiter“ doch lediglich eine Zeitdiagnose gestellt zu haben: „Nach dem Erdbeben schlägt man auf die Seismographen ein“ (SW2, 11). Tatsächlich war das ursprüngliche Manuskript allerdings noch radikaler als die erschienene Fassung. Auf Anraten seines Verlegers entschloss sich Jünger jedoch zur Streichung etlicher nationalistischer Passagen, wodurch die planetarische Perspektive in „Der Arbeiter“ in den Vordergrund tritt.⁸⁰

Dass Jünger sich nicht nur als Chronist und Diagnostiker verstanden hat, lässt sich auch an den heftigen Ausfällen gegen das Bürgertum und seiner affirmativer Haltung gegenüber der „Arbeitsdemokratie“ ablesen:

„Wir sehen, daß die Völker an der Arbeit sind, und wir begrüßen diese Arbeit, wo immer sie geleistet wird. [...] Hier Anteil und Dienst zu nehmen: das ist die Aufgabe, die von uns erwartet wird.“ (SW8, 311)

Allerdings verfängt es auch nicht, dem „Arbeiter“ jeglichen diagnostischen Wert abzusprechen – mit seinen Befunden bezüglich der Verflechtung des Menschen mit einem künstlichen Lebensraum ist Jünger seiner Zeit deutlich voraus.⁸¹ Der Versuch, die diagnostischen von den ideologisch-politischen Elementen isoliert zu betrachten, blendet jedoch die ursprüngliche Intention des Autors aus. Das gilt auch für Martin Heideggers rein philosophische Betrachtung des „Arbeiters“: Heidegger erkennt, dass Herrschaft und Gestalt des Arbeiters die universale Herrschaft von Nietzsches Willen zur Macht thematisieren und liest das Werk als Ontologie. Jüngers Konzept der Technik als Welt- und Wirklichkeitskonstitution liefert ihm zudem maßgebliche Impulse für seine Technikphilosophie. Jegliche Kritik Heideggers erschöpft sich aber in der Feststellung der Befangenheit Jüngers im neuzeitlichen metaphysischen Denken.⁸²

„Der Arbeiter“ kann als literarisches, philosophisches und politisches Werk gelesen werden. Der Text enthält sowohl diagnostische als auch prognostische Elemente, die aber kaum von den politischen Intentionen Jüngers abzulösen sind.

Bestimmt wird das Werk durch Gedanken und Motive, die bereits früh im Weltbild Jüngers nachzuweisen sind, in „Der Arbeiter“ aber erstmals in einen sinngebenden Zusammenhang gebracht werden: Die Vorstellung von einer schicksalhaften Notwendigkeit des Weltgeschehens, die heroische Bejahung inhumaner Zustände, die

⁸⁰ Trawny, a.a.O., S. 27, 56, 68.

⁸¹ Vgl. Lethen, a.a.O., S. 206.

⁸² Vgl. Günter Seibold: Martin Heideggers Stellungnahme zu Jüngers „Arbeiter“ im Spiegel seiner Technikkritik. In: Titan Technik, S. 119ff.

Verschmelzung von Natur und Technik, der Glaube an eine neue Elite. Hieran lässt sich ablesen, was das Werk eigentlich leisten soll: „Der Arbeiter“ ist eine nachträgliche Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Ersten Weltkriegs.⁸³

Die Technik ist nun endgültig in den Mittelpunkt der Jüngerschen Weltdeutung gerückt, und auch wenn der Autor künftig einige seiner weltanschaulichen Positionen revidieren wird, bleibt die Verschmelzung von Natur und Technik in der organischen Konstruktion und die „Gestalt des Arbeiters“ Grundlage seines metaphysischen Denkens.

4. Ernst Jüngers „theologische Wende“

4.1 Innere Emigration

Am 30. Januar 1933 ernennt Reichspräsident Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. Unmittelbar darauf folgen umfangreiche gesetzliche Maßnahmen zur Sicherung der NS-Herrschaft, politische Gegner werden durch Einschüchterung, Vertreibung, Inhaftierung oder Ermordung ausgeschaltet.⁸⁴ Von dieser „Säuberungswelle“ bleiben auch die Vertreter des „Neuen Nationalismus“ nicht verschont. Aus der öffentlichen politischen Diskussion hat sich Jünger zu diesem Zeitpunkt schon weitgehend zurückgezogen, dennoch muss er im April 1933 eine Hausdurchsuchung über sich ergehen lassen.⁸⁵ Als Reaktion darauf verbrennt er „in Anfällen von Nervosität“ Tagebücher und Briefwechsel (SW3, 515).

Doch die Lage ist unübersichtlich: Trotz der Durchsuchung bietet ihm die NSDAP fast zur gleichen Zeit ein Reichstagsmandat an, das er, wie bereits 1927, ablehnt.⁸⁶ Auch die ihm angebotene Mitgliedschaft in der gleichgeschalteten „Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste“ schlägt er aus⁸⁷– der unbequeme Intellektuelle lässt sich nicht vereinnahmen.

Je mehr sich die deutsche Wirklichkeit der Welt des „Arbeiters“ annähert, desto mehr geht Jünger auf Distanz. Ende 1933, als einige seiner Freunde und Bekannten die Metropole bereits verlassen haben, zieht er mit seiner Familie von Berlin nach Goslar um. Es ist ein kompletter Rückzug aus dem politischen Leben: Er widmet sich verstärkt der Entomologie, die ihn bereits seit seiner Kindheit fasziniert, pflegt politisch unbelastete Freundschaften und arbeitet sich durch die 79 Bände umfassende

83 Vgl. Wunsch, a.a.O., S. 461.

84 Kiesel 2009, a.a.O., S. 404f.

85 Noack, a.a.O., S. 122.

86 Martus 2001, a.a.O., S. 59; Noack, a.a.O., S. 125.

87 Kiesel 2009, a.a.O., S. 412; Martus 2001, a.a.O., S. 62; Noack, a.a.O., S. 136.

„Bibliothek der Kirchenväter“.⁸⁸

Im 1934 erscheinenden Essay „Über den Schmerz“ kehrt er noch einmal in die Gedankenwelt von „Der Arbeiter“ zurück, gebärdet sich aber bei weitem nicht mehr so schrill und aggressiv. Jetzt thematisiert er den bislang nur am Rande erwähnten Glücksverzicht, den die neue Arbeitswelt erfordert. Jünger versucht nachzuweisen, dass sich mit dem Siegeszug des Arbeiters allmählich ein „neuartiges“ Verhältnis zum Schmerz durchsetzt. Die Verwandlung vom Individuum in den „Typus“ stellt sich „als eine Operation dar, durch welche die Zone der Empfindsamkeit aus dem Leben herausgeschnitten wird“ (SW7, 146, 162). Als Beispiele führt er die allgemeine Inkaufnahme von Todesfällen im Flug- und Straßenverkehr, im Renn- und Wintersport an (SW7, 179f., 187). Die erhöhte Bereitschaft zum Schmerz zeigt sich auch in erhöhter Opferbereitschaft, so etwa in einem besonders extremen Fall einer organischen Konstruktion, einem japanischen Torpedo, der von einem eingeschlossenen Soldaten gelenkt wird (SW7, 160). Aus solchen Vorgängen leitet Jünger eine zunehmende Vergegenständlichung des Menschen ab: Der „Typus“ betrachtet sich selbst und sein Gegenüber nicht als Individuum, sondern als Objekt, und steht damit außerhalb der Zone des Schmerzes (SW7, 172f., 181). Am deutlichsten erscheint die Vergegenständlichung jedoch in der Einpassung des Menschen in die technische Ordnung, die eine „kältere“ Ordnung und „gegen den Zugriff des Schmerzes in besonderer Weise abgedichtet ist. *Die Technik ist unsere Uniform*“ (SW7, 174; Kursivierung von Ernst Jünger). Ebenso wie die Uniform des Soldaten (SW7, 165) gibt die technische Ordnung das Gefühl, vor dem Schmerz sicher zu sein.

Uniform, Technik und Vergegenständlichung lassen sich mit dem Begriff der „Kälte“ in Beziehung setzen; sie entsprechen dem „kälteren“ Bewusstsein des „Typus“ (SW7, 181). Die Wahrnehmung des „Typus“ wiederum korrespondiert mit dem kalten, unverletzlichen Auge der Kamera (SW7, 182) – der „Typus“ eignet sich die kalte Schmerzlosigkeit der Technik an.

Helmut Lethen spricht in diesem Zusammenhang von einer „Panzerung des Blicks“ und einem „Kälte-Panzer“ als Ausdruck einer Verhaltenslehre der Kälte.⁸⁹

Schmerz und Kälte stehen bei Jünger in der Relation von Aktion und Reaktion: Kälte bietet Schutz vor Schmerz. Vor dem Hintergrund einer Traumatisierung Jüngers im Ersten Weltkrieg (vgl. Kap. 2.3) bietet dieses Schema eine Erklärung für die von Jünger

⁸⁸ Kiesel 2009, a.a.O., S. 417, 425, 435.

⁸⁹ Lethen, a.a.O., S. 198ff.

bereits in den „Stahlgewittern“ beanspruchte Sachlichkeit, den kalten Blick auf das Kriegsgeschehen.⁹⁰ Auch der teleskopische Blick vom Mond auf die Erde, der „kälter und brennender zugleich“ ist, und die distanzierte Perspektive Ahasvers in „Der Arbeiter“ sind erkenntnistheoretisch aufgeladene Variationen dieser Sachlichkeit (vgl. Kap. 3.3). Somit lässt sich das gesamte Konzept der stereoskopischen Optik und das darin eingebettete Sinnpostulat auf Jüngers Kriegserlebnisse zurückführen. Die Erfahrung der Sinnlosigkeit des Grauens mündet in einen Prozess permanenter Sinnsetzung, die gleichzeitig Jüngers poetologisches Konzept abbildet: Er lässt den Leser eine „kalte“ Perspektive einnehmen und bietet dann eine Deutung des jeweiligen „Symbols“ an.

In der 1938 veröffentlichten Neufassung von „Das Abenteuerliche Herz“ ist erstmals ein Gesinnungswandel spürbar: Von der ersten Fassung (vgl. Kap. 2.4) bleiben nur etwa 30 Seiten erhalten, inhaltlich treten nationalistische Züge und die Thematisierung des Ersten Weltkriegs in den Hintergrund. Wie bereits in der ersten Fassung konstruiert Jünger hier Traumsequenzen, deutet jetzt aber eine ins Barbarische abgleitende Welt an, etwa wenn er eine Episode in einer Metzgerei spielen lässt, in der ganz selbstverständlich Menschenfleisch angeboten wird (SW9, 183f.). Erstmals übt er jetzt auch Selbstkritik an seinem nationalistischen Engagement:⁹¹ „Anstatt bei meinen Studien zu verweilen, trat ich bei den Mauretaniern ein, den subalternen Polytechnikern der Macht“ (SW9, 201). Die „Mauretanie“, eine Chiffre für militärisch-politische Gruppierungen,⁹² erscheinen auch in späteren Werken Jüngers. Dargestellt werden sie als „kalte“ Machtmenschen, die stets bereit sind, den Staat im Sinne ihrer Interessen zu lenken.

In „Das Abenteuerliche Herz“ (2. Fassung, 1938) führt Jünger auch die Figur des „Oberförsters“ ein, die laut Jüngers Tagebuch auf einen Traum zurückzuführen ist (SW2, 29) und in der Erzählung „Auf den Marmorklippen“ eine tragende Rolle spielen wird. Dass es durchaus zulässig, nicht aber zwingend notwendig ist, hinter dieser Figur Adolf Hitler zu erblicken, soll im Folgenden noch ausgeführt werden.

Nach einem verbalen Schlagabtausch befolgt der (Traum-)Erzähler den Rat des Oberförsters, auf die Suche nach einer blauen Natter zu gehen, stellt aber plötzlich fest:

„Da leuchtete mir mit entsetzlicher Klarheit ein, daß ich dem Oberförster dennoch ins Garn gegangen war. Und ich begann, meiner Klugheit zu fluchen und meinem einsamen Übermut, der

90 Lethen bezieht sich nicht ausdrücklich auf Jüngers „Stahlgewitter“, das Werk trägt jedoch alle Kennzeichen einer „Literatur des neusachlichen Jahrzehnts“, vgl. Lethen, a.a.O., S. 11, 187ff.

91 Lethen, a.a.O., S. 458.

92 Ebd.

mich in solche Gesellschaft verstrickt hatte, denn zu spät sah ich ein, daß alle Feinheit meiner Operationen nur dazu gedient hatte, die Fäden unsichtbar zu machen, mit denen er mich umspann“ (SW9, 215)

Hier drückt Jünger sein Bedauern über seine frühere Nähe zum Nationalsozialismus aus und gesteht gleichzeitig ein, durch seine politische Publizistik indirekt die Interessen der Nationalsozialisten unterstützt zu haben.

4.2 Dichterischer Widerstand: „Auf den Marmorklippen“

„Auf den Marmorklippen“ erscheint 1939, kurz vor dem Ausbruch des zweiten Weltkriegs, und wird erstaunlicherweise nicht von der Zensurbehörde verboten. Die Erzählung gilt als Prüfstein für die Wandlung des Autors in Bezug auf seine Haltung zum Nationalsozialismus und ist dementsprechend kontrovers diskutiert worden.⁹³

Uneinigkeit besteht vor allem in der Frage, ob das Werk als Widerstandsbuch oder als verharmlosende Darstellung des Nationalsozialismus aufgefasst werden sollte. Davon wiederum ist die Frage abhängig, ob es sich um einen Schlüsselroman oder die Darstellung zyklisch wiederkehrender und insofern zeitloser historischer Vorgänge mit Modellcharakter handelt.⁹⁴

Im Mittelpunkt der Handlung stehen der namenlose Ich-Erzähler und „Bruder Otho“ (auch hier ist es zulässig, hinter den Figuren Ernst und Friedrich Georg Jünger zu sehen). Sie leben am Rande der Marmorklippen in der „Rautenklause“ in der Nähe eines Binnensees, der Großen Marina, und widmen sich der Pflanzenkunde. Unterstützt werden sie dabei vom naturphilosophisch denkenden Pater Lampros. Früher dienten sie bei den „Purpurreitern“ und nahmen, um ihrer „Lebenspflicht“ zu genügen, an einem unrechtmäßigen Eroberungsfeldzug teil, betrachten dies aber nicht als Frage von „Recht oder Unrecht“ (SW15, 259, 294, 287): Hier drängt sich die Parallele zur Teilnahme der Brüder Jünger am Ersten Weltkrieg und Ernst Jüngers Rechtfertigung des Krieges auf.

In der Vergangenheit waren die Brüder Angehörige des geheimen Ordens der Mauretanier, sie träumten aus „Langeweile“ von „Macht und Übermacht“, verließen dann aber den Orden. Die Mauretanier werden als intellektuell, stolz und „von Grund auf böse“ beschrieben, sie sind „die alten Kenner der Macht und sehen eine neue Stunde tagen, die Tyrannis wieder aufzurichten, die seit Anbeginn in ihren Herzen lebt“ (SW15, 265ff.).

93 Martus 2001, a.a.O., S. 123f.

94 Vgl. Hans Esselborn: Die Verwandlung von Politik in Naturgeschichte der Macht. Der Bürgerkrieg in Ernst Jüngers Marmorklippen und Heliopolis. In: Wirkendes Wort, hrsg. von Heinz Rölleke, 47. Jg. 1997, S. 47; Martus 2001, a.a.O., S. 123f.; Harro Segeberg: Prosa der Apokalypse im Medienzeitalter. In: Ernst Jünger im 20. Jh., S. 97f.

Damit sind die Vertreter des „Neuen Nationalismus“ mit ihrem Streben nach Macht und Diktatur treffend charakterisiert, auch wenn Jünger die „Mauretanier“ als überzeitliches Symbol verwendet: Mauretaniertum blüht seinem Verständnis nach immer da, wo der Staat Schwäche zeigt. Jünger gesteht seinen Irrtum ein, relativiert aber gleichzeitig seine Schuld: „Ich hörte später Bruder Otho über unsere Mauretanierzeiten sagen, daß ein Irrtum erst dann zum Fehler würde, wenn man in ihm beharrt“ (SW15, 265).

Ein Mitglied der Mauretanier ist auch der den Hochwald beherrschende Oberförster, der allmählich beginnt, seine Macht auszuweiten. Zunächst hört man nur „Gerüchte“, dann häufen sich die Meldungen über „Gewaltsamkeiten“ in einem von Hirtenvölkern bewohnten Gebiet. Der Oberförster scharrt „Gesindel“ um sich und fördert mit einer Kombination aus offenem Terror und Unterwanderung die Anarchie, bis es zum Aufbruch kommt. Klare Fronten sind bald nicht mehr auszumachen, im herrschenden Chaos findet ein dramatischer Werteverfall statt (SW15, 269ff.).

Ernst Jünger hat sich 1945 gegen die einfache Gleichsetzung der Figur des Oberförsters mit Hitler, Göring oder Stalin gewandt, da es sich nicht um „Individuen im Gesellschaftsroman“ handele (SW3, 436). Dies ist als Hinweis auf die Vielfalt der Deutungsmöglichkeiten zu verstehen, denn die Verdeutlichung der überzeitlich-mythischen Ebene der Erzählung (vgl. SW2, 29) ist für Jünger von äußerster Wichtigkeit. Gleichwohl ist eine politisch konkrete Lesart möglich und auch beabsichtigt.⁹⁵ Dennoch ist der Oberförster in seiner eindeutigen Typenhaftigkeit (die an Jüngers Verfahren im „Arbeiter“ erinnert) nicht ohne Weiteres zu individualisieren.⁹⁶ Die Figur stellt also primär den Typus des nihilistischen Gewaltherrschers dar (vgl. SW2, 29), erlaubt aber auch den Bezug auf Adolf Hitler.

Die in den „Marmorklippen“ beschriebenen Vorgänge sind nicht speziell auf deutsche Verhältnisse zugeschnitten, Jünger bemüht sich vielmehr, die – seiner Meinung nach im Kern immer gleiche – Mechanik des Kampfes um die Macht im Staat exemplarisch darzustellen.

Als der Konflikt auf die Hochzivilisation der Großen Marina überzugreifen droht, erwägen die Brüder, in den Kampf einzugreifen, entscheiden sich aber für den Widerstand mit dichterischen Mitteln (SW15, 288ff.) – Jünger reflektiert die Entstehungsgeschichte der „Marmorklippen“. Im Wald entdecken sie die „Stätte der Unterdrückung“, die Schinderhütte von Köpelsbleek. Diese Folter- und

⁹⁵ Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 129f. und Jüngers Aussage in Gnoli u. Volpi, S. 66: Hier erklärt er die Gleichsetzung des Oberförsters mit Adolf Hitler für legitim.

⁹⁶ Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 133.

Hinrichtungsstätte des Oberförsters symbolisiert das System der gezielten Ausschaltung politischer Gegner – Vernichtungslager, in denen fabrikmäßig gemordet wurde, existierten 1939 noch nicht.⁹⁷

Es ist aber durchaus in Jüngers Sinne, die Schinderhütte als symbolische Vorwegnahme der Vernichtungslager zu deuten (vgl. SW12, 470). Jünger lässt keinen Zweifel daran, wie dieses Symbol moralisch einzuordnen ist:

„Das sind die Keller, darauf die stolzen Schlösser der Tyrannis sich erheben und über denen man die Wohlgerüche ihrer Feste sich kräuseln sieht: Stankhöhlen grauenhafter Sorte, darinnen auf alle Ewigkeit verworfenes Gelichter sich an der Schändung der Menschenwürde und Menschenfreiheit schauerlich ergötzt.“ (SW15, 310f.)

Die Allgemeingültigkeit des Geschehens erweist sich an der überzeitlichen Bestimmung: Es geschieht „auf alle Ewigkeit“ – hier deutet Jünger die Unabänderlichkeit immer wiederkehrender geschichtlicher Abläufe an.

Wieder zurück in der Rautenklausen erhalten die Brüder nachts einen Besuch von dem jungen Fürsten Sunmyra und Braquemart, einem Mauretanier und „Techniker der Macht“, der offenbar andere Ziele als der Oberförster verfolgt. Die beiden Brüder sollen zum offenen Kampf gegen den Oberförster gewonnen werden, lehnen aber ab, da sie fürchten, das „Übel“ zu verschlimmern. Jünger lässt den Erzähler darüber sinnieren, dass nur Theologen der tiefgreifenden Veränderung in der „Gesundheit“ des Volkes angemessen begegnen können. Ein neuer Schatz von Legitimität müsse „von jedem Einzelnen“ gesammelt werden. Der Untergang ist dennoch nicht abzuwenden, denn „was sind Menschenrat und -wille, wenn in den Sternen schon der Untergang beschlossen liegt?“ (SW15, 314ff.).

Der Besuch der Verschwörer Braquemart und Fürst Sunmyra hat sein reales Vorbild in einem Versuch aus Widerstandskreisen, die Brüder Jünger für den aktiven Widerstand gegen Hitler zu gewinnen.⁹⁸ Die Ablehnung dieses Ansinnens begründet Jünger ebenso wie in den „Marmorklippen“ (SW2, 18): Er glaubt, den Nationalsozialismus auf diese Weise eher noch zu stärken. Vor dem Hintergrund von Jüngers geschichtsphilosophischen Vorstellungen macht diese Begründung durchaus Sinn, denn der Oberförster ist letztlich nur ein Symptom für den nahenden Untergang der Zivilisation. Sein Tod würde entweder nichts an der Grundkonstellation der Umstände ändern oder den Terror noch verstärken (letztere Variante stellt Jünger in „Heliopolis“ dar; vgl. Kap. 4.4). Jünger knüpft da an, wo Spengler aufhört: Nach dem Untergang, der als reinigender Weltenbrand im Sinne einer Ekpyrosis unabwendbar ist, ist ein

97 Kiesel 2009, a.a.O., S. 478f.

98 Kiesel 2009, a.a.O., S. 478f.

Neuanfang möglich.⁹⁹ Aus diesem Grund bringt Jünger die Theologie ins Spiel: Sie wirkt als Gegenpol zum Nihilismus, ist aber auf die Mithilfe jedes Einzelnen angewiesen. Der „Schatz von Legitimität“ ist eine neue Sinnsetzung, die aber nicht nur verkündet, sondern allgemein gewollt werden muss. Damit definiert Jünger sein Verständnis des Dichters nicht neu: Der Dichter ist nach wie vor für die autoritative Sinnsetzung verantwortlich, er wirkt verstärkend auf die Bereitschaft des Einzelnen ein, sich einem neuen Sinnangebot zuzuwenden.

Die Handlung treibt jetzt rasch dem Untergang entgegen: Der Fürst und Braquemart scheitern, die Lage eskaliert. Es kommt zum offenen Kampf zwischen den Truppen und Hundemeuten des Oberförsters und eines Stammesführers. Der Ich-Erzähler birgt den abgeschlagenen Kopf des Fürsten und flieht vor den Verfolgern. Als er von den Marmorklippen herab die brennenden Städte an der Großen Marina sieht, weiß er, dass der Kampf verloren ist (SW15, 325ff.): „So flammen ferne Welten zur Lust der Augen in der Schönheit des Unterganges auf“ (SW15, 342). Die ästhetisch stilisierte Darstellung des Untergangs hat wiederholt zu Kritik innerhalb der Jünger-Forschung geführt.¹⁰⁰ Richtig ist, dass der Ich-Erzähler das Geschehen aus der distanzierten Perspektive der Kälte betrachtet. Doch nicht umsonst fügt Jünger an: „Auch hörte ich nicht den Schrei, der meinem Mund entstieg.“ (SW15, 342). Der Schrei, den der Erzähler selbst nicht hört, weist auf Jüngers veränderte Haltung hin: Der Schmerz angesichts des Untergangs kann von der Schutzfunktion des kalten Blicks zwar noch unterdrückt, aber nicht mehr ausgeschaltet werden.

Die Brüder fliehen per Schiff über die Große Marina: Es ist eine sinnbildliche Flucht in die innere Emigration. Das Haupt des Fürsten wird – wie der Erzähler in einer Vorwegnahme des weiteren Geschehens verrät – später von Christen in den Grundstein des Domes an der Marina eingefügt, der aus seinen Trümmern neu errichtet wird (SW15, 344ff.). Damit ist der Zyklus von Untergang und Wiedergeburt vollendet: Der Fürst ist gescheitert, doch sein Opfer dient einer neuen, religiös motivierten Sinnsetzung. Eine neue Welt, dies suggeriert Jünger, kann nur aus den Trümmern der alten Welt errichtet werden. Dazu ist ihre Zerstörung jedoch unabdingbar.

Die Technik als Maschinenteknik kommt in den „Marmorklippen“ zwar nur andeutungsweise vor: Es gibt Schusswaffen, ein Wagen „summt wie ein Insekt“ (SW15, 323, 314). Dies ergibt sich aus dem Umstand, dass Jünger die Handlung in eine

⁹⁹ Kiesel 2009, a.a.O., S. 478f.

¹⁰⁰ Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 477; Martus 2001, a.a.O., S. 136f.

archaisch-mythische Symbollandschaft einbettet, um zeitgeschichtliche Bezüge abschwächen zu können. Präsent ist jedoch die technische Ordnung als Matrize für die Machttechnik der Mauretanier: Nicht umsonst wird Braquemart gleich mehrfach als „Techniker“ bezeichnet (SW15, 319, 322).

Jünger bezieht in den „Marmorklippen“ einerseits deutlich Stellung gegen die Anwendung von Gewalt und faschistische Machtergreifungsstrategien. Er relativiert die „kalte“ Perspektive und betont den Stellenwert der Moral. Im übergeordneten geschichtsphilosophischen Kontext bleibt die Gewalt jedoch ein notwendiges Vollzugsorgan des Schicksals. Jünger legt die „Gestalt des Arbeiters“ also keineswegs ad acta, er stellt ihr jetzt jedoch die Theologie, bzw. den Opfer-Gedanken als Korrektiv gegenüber: Der Mensch ist nicht mehr generell aufgefordert, sich der technisch-nihilistischen Ordnung anzupassen, er kann sich ihr auch verweigern. Ein Opfer erbringt nicht nur Fürst Sunmyra, sondern auch die beiden Brüder, die ihre Heimat verlieren.

4.3 Ernst Jünger im Zweiten Weltkrieg

Kurz nach Beendigung der „Marmorklippen“ wird Ernst Jünger einberufen und folgt dem „Ruf des Vaterlands“ (SW2, 74). Seine Erlebnisse hält er wieder in diarischen Notizen fest, die er in langwierigen Bearbeitungen in die Form von literarischen Tagebüchern überführt, die später unter dem Titel „Strahlungen“ zusammengefasst werden.¹⁰¹

Diesen Krieg kommentiert Jünger in anderer Weise als den vorigen: Er durchschreitet ein „ungeheures Foyer des Todes“ und zeigt sich „gewaltig erschüttert“ (SW2, 147). Als ihm klar wird, dass er auf dem Vormarsch durch Frankreich wohl doch nicht mehr ins Gefecht gerät, bedauert er dies als Soldat, begrüßt es aber „für die Leidenden“ (SW2, 184).

Als Besatzungssoldat in Paris beobachtet er die über die Stadt hinweg fliegenden Flugzeuggeschwader, die den „Eindruck fürchterlicher Kraft“ erwecken (SW3, 154) – Jünger zeigt sich nach wie vor fasziniert von den technischen Machtmitteln. In einer ähnlichen Passage, der sogenannten „Burgunderszene“, die zum gängigen Repertoire der Jünger-Kritiker gehört,¹⁰² verfolgt er die Bombardierung einer Flussbrücke durch eine Bomberstaffel der Alliierten. Mit einem Glas Burgunder in der Hand, in dem Erdbeeren schwimmen, betrachtet er den todbringenden Angriff und verklärt ihn in den

101 Martus 2001, a.a.O., S. 137, 146.

102 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 518; Martus 2001, a.a.O., S. 161; Noack, a.a.O., S. 180; Schröter, a.a.O., S. 116.

„Strahlungen“ zum ästhetischen Spektakel: „Alles war Schauspiel, war reine, von Schmerz bejahte und erhöhte Macht“ (SW2, 271).

Tatsächlich blendet Jünger die Not der Bombardierten hier komplett aus. Den Vorwurf der eiskalten Teilnahmslosigkeit hat Jünger 1995 mit dem Hinweis auf die Schutzfunktion des distanzierten Blickes zu entkräften versucht: „Das war kein Zynismus, das war eine ästhetische Verteidigung angesichts der Todesangst“.¹⁰³ Die Schutzfunktion versagt allerdings, wo er dem Leid des konkreten Menschen nicht mehr ausweichen kann: Als er ein Erschießungskommando beaufsichtigen muss, verzeichnet er zwar akribisch und distanziert das Sterben eines Deserteurs, erleidet aber anschließend einen „neuen, stärkeren Anfall von Depression“ (SW2, 244ff.).

Als Jünger die Gelegenheit erhält, die Ostfront zu besuchen, schwebt ihm eigentlich eine „Bestandsaufnahme“ vor. Im Kaukasus erhält er Kenntnis von den Massenexekutionen im Kampf gegen Partisanen und fragt sich, „ob es nicht doch vielleicht gut wäre, die Schreckensstätten aufzusuchen, als Zeuge“. Doch er scheint zu ahnen, dass ihn diesmal der „kalte Blick“ nicht würde schützen können: „Auch der Schau sind Grenzen gesetzt. Sonst müßte man zu solchem Zutritt höhere Weihen empfangen haben, als sie die Zeit verleiht“ (SW2, 442). Angesichts der massenhaften Ermordung von Juden ergreift ihn Ekel vor der wahrgewordenen Welt des „Arbeiters“, „vor den Uniformen, den Schulterstücken, den Orden, den Waffen, deren Glanz ich so geliebt habe. Das alte Rittertum ist tot; die Kriege werden von Technikern geführt“ (SW2, 470). Dennoch rechtfertigt Jünger diesen Krieg als notwendige Katastrophe, ohne die ein Neuanfang ihm nicht möglich scheint.

In der 1943 konzipierten Schrift „Der Friede“ (1945) bemüht sich Jünger um eine nationale und ideologische Selbstbehauptung für den Fall einer Niederlage Deutschlands:¹⁰⁴Er bezeichnet den Zweiten Weltkrieg als „das erste allgemeine Werk der Menschheit“, denn „alle Völker“ haben zu ihm beigetragen (SW7, 195, 207). Daher spricht er von einem „Bruderkrieg“, bzw. „Weltbürgerkrieg“, in dem ein „neuer Sinn der Erde ausgetragen wurde“ (SW7, 198f.). Die Leiden der „Opfer“ aber werden das „Fundament zu Bauten bilden, die höher in das Licht emporragen“ (SW7, 206).

Hier wird nicht nur das im Krieg unfreiwillig erlittene Leid Unschuldiger zum „Opfer“ stilisiert. Jünger stellt zugleich alle Kriegsparteien als Opfer dar, weist die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges gleichermaßen allen Beteiligten zu, und

103 Ernst Jünger (1995), zitiert nach Gnoli u. Volpi, a.a.O., S. 83.

104 Vgl. Seferens, a.a.O., S. 78.

versucht auf diese Weise, Deutschland von der alleinigen Kriegsschuld und den begangenen Kriegsverbrechen zu entlasten. Nach dieser Lesart hätten nicht die Deutschen den Krieg mutwillig ausgelöst, sondern das Schicksal, der „Zug des großen Werdens, das Walten des Weltgeists“ (SW7, 208).¹⁰⁵

Und der Weltgeist hat laut Jünger einen guten Grund: „Die Dinge hatten einen drängenden, unheilvollen Gang, sie trieben aufs Feuer zu, sie wollten sich in ihm reinigen und klären“ (SW7, 196). Was Jünger in den „Marmorklippen“ durchgespielt hat, die notwendige Ekpyrosis, findet er jetzt in der Geschichte bestätigt. Das Haupt des Fürsten Sunmyra, das als Sinnbild seines Opfers in den Grundstein des neuen Domes eingefügt wird, entspricht den Opfern, die von den Kriegsparteien erbracht worden sind und ein neues Fundament bilden sollen. Was darauf erbaut werden soll ist ein vereintes Europa, in dem eine neue Ordnung verwirklicht ist (SW7, 209). Und wie das Schicksal es will, handelt es sich bei dieser Ordnung um die „Lebensformen des Arbeiters“ (SW7, 221). Der Krieg wird nun als „Zeichen“ dafür gewertet, dass die Geschichte sich auf eine planetarische Ordnung zubewegt (SW7, 211): Jünger hält unbeirrt an seinem metaphysischen Konzept fest und findet in dessen Rahmen auch eine Erklärung für den Holocaust.

Das nationalsozialistische Programm von der „Endlösung der Judenfrage“ benennt Jünger an keiner Stelle konkret, er spricht von „Schädelstätten“, „Mordhöhlen“ und „Krematorien“ (SW7, 202f.). Er tritt zwar für eine Aburteilung der Schuldigen ein, fordert aber eine unabhängige Justiz, die entscheiden soll, wer „Kämpfer“ und wer „Mörder“ ist (SW7, 219) und nimmt auf diese Weise die Wehrmacht in Schutz.

Das technisierte Morden aber führt er auf die Verbindung von „Tyranis und Technik“ zurück: „Dort endete der Fortschritt mit seinen Gedanken und Ideen; in diese Sümpfe mündete die allzu kluge, erfindungsreiche Zeit“ (SW7, 203). Der wahre Schuldige ist laut Jünger also der Rationalismus, der in „Der Friede“ als „das kalte Denken“ umschrieben wird und den Jünger gleichermaßen für die kommunistische und die nationalsozialistische Ideologie verantwortlich macht („Klassen- und Bluthass“; SW7, 200).¹⁰⁶

Daher darf die neue Ordnung nicht einfach in einer Rückkehr zum liberalen Staat bestehen, denn nur im „autoritären Ordnungsstaat“ (SW7, 224) kann die Technik wirkungsvoll kontrolliert und somit verantwortlich gehandhabt werden:

¹⁰⁵ Vgl. Seferens, a.a.O, S. 79ff.

¹⁰⁶ Ebd.

„Hierzu ist es nötig, daß auch im Leben des Einzelnen die Technik auf ihr Gebiet verwiesen wird, genau so, wie es in der Staatsverfassung geschehen muss. [...] Die geistig-titanischen Kräfte müssen von den menschlichen und göttlichen getrennt und ihnen unterstellt werden.“
(SW7, 229)

Nachdem die Totale Mobilmachung zur notwendigen Katastrophe geführt hat, soll das technische Denken „produktiv“ genutzt werden (SW7, 222). Dazu muss die in der Technik verborgene Eigendynamik gleichsam kanalisiert werden: Die „Gestalt des Arbeiters“ wird gebändigt. Jünger schwebt ein Staat vor, der sich an einer nicht näher ausgeführten „Neuen Theologie“ orientiert und von seinen Bürgern den „Glauben an eine höhere [...] Vernunft“ autoritativ einfordert (SW7, 229f.).

Zu Jüngers partieller Neubewertung der Technik hat möglicherweise auch sein Bruder Friedrich Georg beigetragen: In seiner Schrift „Die Perfektion der Technik“ (erschienen 1946; Ernst Jünger kannte die wichtigsten Thesen aber bereits 1939; vgl. SW2, 53f.) beschreibt Friedrich Georg Jünger nahezu die gleichen Phänomene, die in „Der Arbeiter“ abgehandelt werden, nimmt aber eine eindeutig ablehnende Haltung ein: Die Technik vernichtet Ressourcen, ohne Reichtum zu erzeugen, zerstört die Natur, führt zu immer verheerenderen Kriegen und „vernutzt“ Mensch und Tier – von „heroischem Realismus“ keine Spur. In Hinblick auf den Naturschutz erweist sich Friedrich Georg Jünger als konservativer Vorläufer der Ökologie-Bewegung: „Die Erde bedarf des Menschen als eines Pflegers und Hirten. Wir müssen wieder lernen, sie wie eine Mutter zu behandeln.“¹⁰⁷

Ernst Jünger versucht diese Diskrepanz gegenüber seiner Auffassung in stereoskopischer Manier zu glätten, wenn er konstatiert, beide Ansätze „gleichen dem Positiv und dem Negativ eines Lichtbildes – die Gleichzeitigkeit der Verfahren deutet auf eine neue Objektivität, während der enge Geist nur den Widerspruch darin erblicken wird“ (SW3, 236).

Im November 1944 fällt Ernst Jüngers ältester Sohn (SW7, 194). Nun wünscht sich auch der alte Frontkämpfer keinen weiteren Krieg mehr: Seinen zweiten Sohn möchte er nicht auch noch verlieren.¹⁰⁸

107 Friedrich Georg Jünger: Die Perfektion der Technik. Frankfurt/Main 1944, S. 25ff., 95ff., 194ff., 363 (Zitat).

108 In diesem Sinne äußert sich Jünger 1949 gegenüber Armin Mohler, vgl. Armin Mohler: Ravensburger Tagebuch. Meine Zeit mit Ernst Jünger 1949/50. Mit einem Nachtrag in Wilflingen 1950 - 1953 von Edith Mohler, Wien, Leipzig 1999, S. 51.

4.4 Technik und Theologie: „Heliopolis“

Im Roman „Heliopolis“ (1949) knüpft Ernst Jünger an die in „Auf den Marmorklippen“ und in „Der Friede“ formulierten moralisch-theologischen Überlegungen an. Da nahezu alle christlichen Bezugnahmen einer späteren Überarbeitung zum Opfer fielen,¹⁰⁹ dient im Folgenden die (nicht in die „Sämtlichen Werke“ aufgenommene) ursprüngliche Fassung¹¹⁰ als Textgrundlage (=H). Die Parallelen zu „Auf den Marmorklippen“ sind unübersehbar: Wieder wird eine bürgerkriegsartige Situation geschildert, in der die traditionelle Ordnung durch barbarische Kräfte bedroht wird. Wieder spielen auch die Mauretanier eine tragende Rolle, mehrfach wird an den Fürsten Sunmyra erinnert (H, 91, 295), und auch im Stadtstaat Heliopolis ist ein Dom aus seinen Trümmern erbaut worden (H, 60). Den Eindruck der Überzeitlichkeit erweckt Jünger diesmal dadurch, dass er die Handlung in eine unbestimmte Zukunft, in die Zeit nach einer planetarischen nuklearen Katastrophe verlegt (nach den „Großen Feuerschlägen“; H, 59). Am Ende dieses Weltkriegs ist es einem „Regenten“ gelungen, ein Weltimperium zu errichten (H, 201). Da sein politisches System jedoch gescheitert und die dauerhafte Befriedung der Welt nicht gelungen ist, hat sich der Regent in den Weltraum zurückgezogen (H, 426).

Protagonist in „Heliopolis“ ist der Offizier Lucius de Geer. In seiner Heimat herrscht seit langer Zeit eine Oligarchie, musische Bildung und Traditionen werden gefördert, „das Gute und das Echte“ ist synonym. Diese Lebensart gelingt nur, weil die Burgenländer die Technik strikt ablehnen (H, 356, 360, 359, 344). Dementsprechend werden die Offiziere aus dem Burgenland als ritterlich, zuverlässig und charakterstark geschildert (H, 160, 12, 358).

Wie viele seiner Landsleute dient de Geer dem vom Regenten eingesetzten Prokonsul von Heliopolis. Der Prokonsul ist ein Träger „gerechter Tugenden“, vertritt aristokratische Prinzipien und stützt sich auf Kirche, Militär und die Reste der alten Aristokratie (H, 177, 269). Die Rolle des Oberförsters übernimmt in Heliopolis der Landvogt, ein Volkstribun, der die Ordnung bedroht. Er bezieht sich auf die „Hypothesen der alten Volksparteien“ und beabsichtigt ein „Kollektiv zum Staat“ zu erheben (H, 175f.). Der Landvogt bedient sich der Demagogie, um die Meinungsbildung zu beeinflussen und wird fanatisch vom einfachen Volk verehrt (H, 343, 271). Im Verborgenen schürt er die Ängste des Volkes, betreibt Menschenversuche und entwickelt Massenvernichtungswaffen (H, 344, 372f.). Als sein Stellvertreter

109 Kiesel 2009, a.a.O, S. 570; Esselborn, a.a.O, S. 52.

110 Ernst Jünger: Heliopolis. Rückblick auf eine Stadt. Sonderausgabe des Europäischen Buchklubs, Stuttgart, Zürich, Salzburg, o.J. [Text und Paginierung identisch mit der Erstausgabe, Tübingen 1949].

Messer Grande einem Attentat zum Opfer fällt, nutzt er die Massenmedien, um den Volkszorn auf die religiöse Minderheit der Parsen zu lenken, die hier gleichsam die Juden vertreten – es kommt zu Pogromen und bürgerkriegsähnlichen Zuständen (H, 260f.). Die Darstellung der Folgen des Attentats (das deutliche Parallelen zum Anschlag auf SS-Führer Reinhard Heydrich aufweist)¹¹¹ dient Jünger zur Rechtfertigung seiner grundsätzlichen Ablehnung des Tyrannenmords.

Einerseits ist in Heliopolis der Widerstand konservativer Kräfte der Wehrmacht gegen das NS-Regime wiedergespiegelt, wie ihn Jünger im besetzten Paris erlebte.¹¹² Doch er lässt keinen Zweifel daran, dass es sich um einen zyklisch wiederkehrenden Machtkampf handelt: „[...] die Diktatur der Massen wechselt mit der des Einzelnen. Die eine bringt stets die andere hervor“ (H, 89).

Jünger verteilt die Rollen gemäß der antiken Staatslehre: Während der Regent die Monarchie und der Prokonsul die im Verfall begriffene Aristokratie vertritt, zielt der Landvogt auf eine korrumpierte Demokratie ab. Auch in Heliopolis ist es der schwache Staat, der den Orden der Mauretanier auf den Plan ruft: Sie unterstützen den Landvogt (H, 36), da die Demokratie als anfälligste aller Staatsformen ihren Machtinteressen am besten dient.

Die angebliche Anfälligkeit resultiert aber daraus, dass Jünger Politik und Demagogie im demokratischen System als identisch betrachtet.¹¹³ Nach Jüngers Verständnis erschöpft sich Meinungsbildung in der Manipulation der Massen und führt somit zwangsläufig zu einer verkappten Tyrannis. Auch die konservative Elite kann dies nicht verhindern, denn sie befindet sich selbst in einer moralischen Krise:¹¹⁴ Selbst die integren Burgenländer haben sich längst auf die technische Ordnung und den Machtkampf mit militärischen Mitteln eingelassen und können ihre ritterlichen Grundsätze nicht einhalten (H, 233).

Lucius de Geer erkennt das Problem und verlangt in einem Vortrag vor Kriegsschülern den Mut zur moralischen Entscheidung auch im Konfliktfall. Dem widerspricht sein Vorgesetzter, der „Chef“, der im Zweifel dem Pragmatismus, also der bedenkenlosen Gewaltanwendung, den Vorzug gibt (H, 236, 254). De Geer wird zunehmend von Selbstzweifeln geplagt, als er erkennt, dass der Gegensatz von Macht und Gerechtigkeit nicht auflösbar ist (H, 238f.). Jüngers theologische Ambitionen werden vertreten durch

111 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O, S. 570; Martus 2001, a.a.O, S. 206.

112 Ralf Hayer: Ernst Jüngers Heliopolis im Spiegel der Literaturkritik. In: Ernst Jünger – eine Bilanz, S. 498, 508; Martus 2001, a.a.O, S. 206; Kiesel 2009, a.a.O, S. 559.

113 Vgl. Hans Kraus, Die Apokalypse als literarische Technik. In: Politik – Mythos – Kunst, S. 230.

114 Vgl. Esselborn, a.a.O, S. 53.

die Figur des Pater Foelix (der hier der Figur des Pater Lampros aus „Auf den Marmorklippen“ entspricht). Foelix vertritt den Glauben an eine naturgeschichtliche Notwendigkeit der Historie, die sich jedoch, wie etwa im Krieg, nicht immer mit dem „Gesetz“ Gottes deckt. Der Mensch kann also gleichzeitig der Notwendigkeit Folge leisten und „vor dem Gesetz“ schuldig sein (H, 248). Um diesem Dilemma zu entgehen, kann der Mensch nur dem Beispiel Christi folgen und sich auf die Kraft des Opfers besinnen:

„Um diese Differenz zu decken, die uns im höchsten Wesen vernichten würde, besteht der Opferschatz. [...] Das Opfer kann nachträglich sein, dann stellt es sich als Sühne und Buße dar. Es kann auch der Tat vorausgehen; wir trennen dann von unserem Naturansprüche einen Teil zum Ruhme Gottes ab. Das ist der Teil, der tausendfältig, der ewig zinst (H, 248).

Das Opfer als Ausgleich der Schuld stellt den Heilsplan Gottes wieder her:¹¹⁵ Jünger lässt Foelix hier mit der gleichen Logik argumentieren, die bereits in „Der Friede“ die Kriegsschuld Deutschlands relativieren sollte. Lucius de Geer entscheidet sich letztendlich für die Variante des Opfers, die „ewig zinst“ (s.o.): Bei einem nächtlichen Kommandounternehmen trifft er eine moralische Entscheidung, überschreitet damit seine Befugnisse und wird daraufhin aus dem Dienst des Prokonsuls entlassen (H, 366ff., 415).

Mit dieser Entscheidung wird der moralische Wandel De Geers eingeleitet: Die Beziehung zu Budur Peri, einer Parsin, die ihn mit den gnostischen Prinzipien ihres Volkes vertraut macht, mündet in ein gemeinsames Drogenexperiment. Die erlebten Visionen von sich endlos wiederholendem menschlichem Leid führen zu einem Zusammenbruch de Geers. Gleichzeitig wird jedoch „der Nullpunkt“ erreicht: „Der Panzer war gebrochen und damit der dunkle Stolz“ (H, 402, 411). De Geer verliert das „Bewußtsein der Ferne“, „das ihn von den Menschen trennte, und auf das er stolz gewesen war“ (H, 413). Er zieht die Konsequenz aus der Unvereinbarkeit von „Macht und Liebe“ (H, 391) und entsagt dem Machtprinzip. Mit dieser Wandlung seines Protagonisten zeichnet Jünger seine eigene Entwicklung nach: Die Absage an das soldatische Bewusstsein, was eine Schwächung der Schutzfunktion des „kalten Blickes“ nach sich zieht.

Dass mit dieser Wandlung Jüngers eine Ablösung von antiaufklärerischen und antiliberalen Standpunkten einhergeht, wie Hans Esselborn konstatiert,¹¹⁶ ist allerdings falsch: Der Liberalismus und die Humanität des Prokonsuls sind zum Scheitern

115 Vgl. Krahs, S. 239f.: Krahs versteht den Opfer-Gedanken allerdings primär als „Trickster“, der als geordnete Störung fungiert, letztlich aber zur Ordnung zurückführt.

116 Esselborn, a.a.O., S. 57.

verurteilt, auch ihm bleibt nur die Möglichkeit einer Diktatur, wenn er im Machtkampf nicht unterliegen will (H, 177). Der Rationalismus wirkt als Grundprinzip gleichermaßen in den bestialischen Methoden des Landvogts, wie auch in der kalten Machttechnik der Mauretanier.¹¹⁷ So bleiben auch die theologischen Institutionen in Heliopolis, eine „theologische Physik“ (H, 61) und die mit Metaphysik verbundenen Künste (H, 331f.) reine Fassade. Jüngers Theorem von der alle Werte vernichtenden technischen Ordnung bleibt bestehen: Alle Parteien werden durch die Kombination von Machtwille und Technik korrumpiert und sind daher mehr oder weniger nihilistisch. Die Lösung, die Jünger anbietet, ist allerdings nicht von dieser Welt: De Geer besitzt nach seiner Wandlung die nötige Reife, um in das Reich des Regenten aufgenommen zu werden. Er verlässt Heliopolis in einem Raumschiff und entschwindet in den Weltraum. Damit wendet sich sein Scheitern in einen Triumph: Wie bereits in „Auf den Marmorklippen“ bringt die Niederlage bzw. Flucht eine Aufwertung des Romanhelden mit sich.¹¹⁸

Jüngers Wendung zur Theologie korrigiert mehrere in „Der Arbeiter“ aufgestellte Thesen: Das leere Sinnpostulat hat sich als unwirksam erwiesen, das Abgleiten in die Barbarei zu verhindern, und bedarf einer moralischen Komponente, die metaphysisch legitimiert sein muss. Zudem verbürgt die Perfektion der Technik keineswegs einen stabilen Zustand der Gesellschaft, denn die Ereignisse in „Heliopolis“ finden nach der Verwirklichung der Herrschaft des „Arbeiters“ statt (H, 272).

Die Industriereviere sind verschwunden und haben einer nahezu unsichtbaren (unterirdischen) Technik Platz gemacht, die Bevölkerung lebt in Wohlstand, die Energieversorgung basiert auf einer umweltfreundlichen Strahlungstechnik, es gibt Computer, modernste Kommunikationsmittel und elektronische Massenmedien. Allerdings ist auch eine umfassende Überwachung der Bevölkerung gewährleistet: Der Mensch ist berechenbar geworden (H, 38, 59, 204ff., 220, 260, 334f.). Am gesellschaftlichen Konfliktpotenzial ändert dies alles nichts: Der zyklisch immer wieder aufflammende Kampf um die Macht bleibt eine geschichtliche Notwendigkeit. Vor der Selbstvernichtung wird Heliopolis nur dadurch bewahrt, dass der Regent die gefährlichsten Waffen unter Verschluss hält (H, 220, 249).

Der unsichtbar bleibende Regent stellt die einzige Instanz in „Heliopolis“ dar, die der

¹¹⁷ Vgl. Schwarz, S. 178f.; Gregor Streim: Das Ende des Anthropozentrismus. Anthropologie und Geschichtskritik in der deutschen Literatur zwischen 1930 und 1950. Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, hrsg. von Ernst Osterkamp und Werner Röcke, Berlin 2008, S. 155.

¹¹⁸ Vgl. Steffen Martus: Scheitern als Chance. Ernst Jüngers Kunst der Niederlage. In: Politik – Mythos – Kunst, S. 264ff.

Eigendynamik der Technik gewachsen ist. Nach dem Aufbau der Maschinenwelt und der daraufhin erfolgten perfekten Automatisierung hat die Technik in einer dritten Phase unter seiner Kontrolle magischen Charakter angenommen. Daher ist seine „Macht ins Unvorstellbare gewachsen“ (H, 220, 426ff.). Die gelungene Verbindung von Macht/Technik und Liebe/Theologie lässt sich bereits am Erscheinungsbild seines Botschafters, dem Raumschiffkapitän Phares ablesen: Seine Uniform gleicht einem „Arbeitskittel“, doch ihm fehlt das „Versteinerte, das Metallisierte“ (H, 423f.): Der Arbeiter hat sich in einen Menschen zurückverwandelt, der nun an der Schwelle zum Übermenschen¹¹⁹ steht: Mensch und Technik sind einer gemeinsamen „Mutation“ (H, 425) unterworfen.

Doch auch der Regent hat politische Ziele: Er wartet, bis die Konfliktparteien in Heliopolis bereit sind, eine von ihm installierte Regierung, eine neue Elite, zu akzeptieren (H, 426ff.). Die Gesellschaft kommt im Stadtstaat nur als gesichtslose, manipulierbare Masse vor (H, 236): Der Regent folgt konsequent Jüngers Elite-Konzept.

Indem Jünger der heroischen Opferbereitschaft des Arbeiters den christlichen Opfer-Gedanken überstülpt und die Liebe als moralisch stabilisierendes Korrektiv des Machtwillens einführt, kann er die „Konzeption der Gestalt“ auch nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs als „unveränderlichen Kern“ von „Der Arbeiter“ betrachten (SW8, 12). Hinzu kommt jetzt überdies das gnostische Konzept vom ewigen Widerstreit eines guten Gottes und eines bössartigen Demiurgen¹²⁰ (H, 330, 354, 390): Jüngers Vorstellungswelt gerät zu einem esoterischen Sammelsurium. Von Bedeutung ist hierbei, dass der Autor sich noch 1995 nicht in der Lage sah, einer Religion oder Konfession anzugehören, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg aber kurzzeitig Hoffnungen auf eine neue sinnstiftende Wirkung der christlichen Kirchen hegte.¹²¹

In der Figur des Regenten ist Jüngers Ideal von der Zukunft der Menschheit dargestellt: Er ist der Prototyp einer neuen, mit einer magischen Technik organisch verbundenen Spezies.

119 Laut Armin Mohler hat Jünger die Figur des Phares 1949 als „Übermenschen“ bezeichnet. Vgl. Mohler, a.a.O., S. 59.

120 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 571f.

121 Vgl. Jüngers Aussage in Gnoli u. Volpi, a.a.O., S. 105; Kiesel 2009, a.a.O., S. 570; Schwarz, a.a.O., S. 171. Warum Jünger 1996 dennoch zur römisch-katholischen Konfession konvertierte, ist bislang unbekannt; vgl. Gnoli u. Volpi, a.a.O., S. 105, Fußnote 26.

5. Vom Waldgänger zum Anarchen: Politik und Esoterik

5.1 Partisan und Prophet: Essayistik 1950 - 1960

In den 1950er Jahren wendet sich Ernst Jünger wieder verstärkt der Essayistik zu. Der Text „Über die Linie“ (1950) erscheint zunächst im Rahmen einer Festschrift zum 60. Geburtstag Martin Heideggers.¹²² Mit der existentialistischen Fokussierung auf den „Einzelnen“¹²³ variiert er die seit 1939 wiederholt gestellte Frage, wie der Mensch sich der „sinnlosen Vernutzung“ durch die Maschinen- und Automatenwelt entziehen kann (SW7, 244, 269). Ausgehend von der angedeuteten Überwindung des Nihilismus im Werk Friedrich Nietzsches zeigt sich Jünger diesmal verhalten optimistisch: Während eine neue Sinnsetzung noch in „Heliopolis“ nur im Jenseitigen, im Reich des Regenten erfolgen konnte, sieht er nun Anzeichen dafür, dass die Überschreitung des „Nullpunkts“ unmittelbar bevorsteht und in einigen Bereichen bereits vollzogen ist – etwa in der Politik, was Jünger an der Abkehr der Deutschen von den radikalen Parteien abliest (SW7, 261). Der Nihilismus beherrscht zwar die politisch-wirtschaftlichen Systeme und die technische Ordnung, doch der zunehmende „Schwund“ der Werte, die „Reduktion“ des Lebens, und die zunehmende Beschleunigung der Vorgänge weisen laut Jünger darauf hin, dass ein Höhepunkt erreicht und eine Gegenbewegung etabliert ist (SW7, 239ff.). Eine neue „Sicherheit“ ist damit noch nicht gewonnen: „Die Überquerung der Linie, die Passage des Nullpunkts *teilt* das Schauspiel; sie deutet die Mitte, doch nicht das Ende an“ (SW7, 261; Kursivierung von Ernst Jünger). Wird die Linie überquert, ist mit einer neuen „Zuwendung des Seins“ zu rechnen (SW7, 267). Wiederum ist in diesem Zusammenhang die Rede von notwendigen „theologischen Setzungen“, es wird jedoch deutlich, dass Jünger die Möglichkeiten der Kirchen nun mit einiger Skepsis betrachtet (SW7, 278, 266).

Heideggers Reaktion auf Jüngers Konzept der Überwindung des Nihilismus ist jedoch ablehnend:

„Wie, wenn gar die Sprache der Metaphysik und die Metaphysik selbst, sei sie die des lebendigen oder toten Gottes, *als* Metaphysik jene Schranke bildeten, die einen Übergang über die Linie, d.h. die Überwindung des Nihilismus verwehrt?“¹²⁴

Heidegger, der auf eine „Verwindung der Metaphysik“ abzielt, kritisiert, dass Jünger sprachlich und somit in seinem Denken der Metaphysik verhaftet bleibt.¹²⁵ Sein

122 Kiesel 2009, a.a.O, S. 601.

123 Martus 2001, a.a.O, S. 178.

124 Martin Heidegger (1955), aus: Ernst Jünger – Martin Heidegger: Briefe 1949 – 1975. Hrsg. unter Mitarbeit von Simone Maier, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Peter Figal, Stuttgart 2008, S. 172.

125 Vgl. Seubold, a.a.O, S. 129f.

Haupteinwand bezieht sich auf den Vorgang der „Zuwendung des Seins“: „Vor allem möchte ich fragen, ob nicht eher umgekehrt die neue Zuwendung des Seins erst den Augenblick für das Passieren der Linie bringe“.¹²⁶ Hier deutet Heidegger an, dass das Überschreiten der Linie kein willentlicher Akt sein kann und dass die Metaphysik der Macht nicht über die Linie hinaus zu retten ist (vgl. Kap. 6).¹²⁷

Mit „Über die Linie“ ist der weltanschauliche Kurs Jüngers in den folgenden essayistischen Schriften vorgezeichnet: Der zur Normalität gewordene Nihilismus rückt weiter ins Zentrum der Überlegungen. Dabei entfernt sich Jünger zunehmend von der heroischen Akzeptanz der technischen Ordnung und thematisiert stattdessen ihre bedrohlichen und gefährlichen Aspekte.

Der Essay „Der Waldgang“ (1951) ist ein kalkuliert provokativer und radikaler Kommentar zur weltpolitischen Lage nach dem Zweiten Weltkrieg.¹²⁸ Jünger beginnt seine Argumentation mit einem Diskurs über die Funktion der Wahl in der Diktatur, wobei der konkrete historische Fokus (etwa das „Dritte Reich“, BRD, DDR etc.) nicht festgelegt werden kann: Er spricht unbestimmt von „unseren Zeiten“ und „diese(n) Staaten“ (SW7, 300, 304).¹²⁹ Spätestens, wenn er konstatiert, dass das „Elend“ an „jedem beliebigen Punkt Europas“ herrscht (SW7, 310), wird deutlich, dass Jünger im „Waldgang“ zwischen demokratischen und autoritären Staatsformen keinen großen Unterschied macht, und sein Befund daher auch für die demokratisch verfasste BRD gilt.¹³⁰

„Der Wahlvorgang, wie wir ihn sahen, ist zum automatischen Konzert geworden, das der Veranstalter bestimmt. Der Einzelne kann und wird gezwungen werden, sich an ihm zu beteiligen. Er muß nur wissen, daß alle Positionen gleich nichtig sind, die er innerhalb dieses Feldes beziehen kann.“ (SW7, 312)

Jünger konstruiert im Folgenden ein alle Lebensbereiche umfassendes Bedrohungs-Szenario, in dem der „Einzelne“ als von der „Tyranis“ umstellt erscheint: Jünger spricht von „Ausspähungen“, „Gleichschaltungen“, vom Wettrüsten im „Weltbürgerkrieg“ und stellt fest, dass Furcht und Schrecken regieren (SW7, 299ff., 320, 334).

Hinter diesem Geschehen wirkt, wie gehabt, die Grausamkeit des rationalen Denkens in einer nihilistischen Epoche: Die „Gestalt des Arbeiters“ (SW7, 303, 317, 297).

126 Martin Heidegger (1955), aus: Ernst Jünger – Martin Heidegger: Briefe 1949 – 1975, a.a.O., S. 174.

127 Vgl. Seubold, a.a.O., S. 130ff.

128 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 191f.

129 Ebd.

130 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 601.

Dementsprechend spielen auch im „Waldgang“ die „immer künstlicheren Städte“ und „Maschinenhöllen“ eine Rolle (SW7, 307). Die jetzt eindeutig negative Kommentierung der Technik mündet aber nicht etwa in eine „gegen die Maschinenwelt gerichtete Form des Anarchismus“, Jünger hält vielmehr daran fest, dass „Maschinen und Apparaturen“ in eine neue Sinnggebung einbezogen werden müssen (SW7, 319, 313). Wie dies zu bewerkstelligen ist, bleibt unklar; Jünger gibt nur vage Hinweise auf die Aufgabe der Theologen und erklärt nun auch die Geburt Christi zur „Zeitenwende“ (SW7, 340f., 331).

Doch er bietet auch eine Strategie für den einzelnen Menschen an: Dieser ist aufgefordert, Widerstand zu leisten und „Waldgänger“ zu werden (SW7, 306). Der Waldgang ist auf den ersten Blick ein allgemeines Symbol für die Freiheit des Einzelnen, hat aber vor allem eine konkrete politische Dimension: Wenn Jünger von der „Behandlung der Besiegten im Kriege“ spricht, ist der Umgang der Alliierten mit dem besiegten Deutschland gemeint.¹³¹ Der Waldgänger „war bislang Träger einer politischen Überzeugung unter anderen – der neuen Gewaltanwendung gegenüber wird er zum Kämpfer“ (SW7, 295), er ist der „Einzelne“, der sich in Umständen befindet, „in denen er selbst den Nächsten nicht trauen kann“ (SW7, 334). Andeutend und umschreibend gibt Jünger im „Waldgang“ Handlungsanweisungen für „kleine Eliten“, die sich, sowohl in der BRD als auch in der DDR, „gemeinsamen Zielen“ widmen (SW7, 297, 355). Hierbei schließt Jünger für den Konfliktfall auch den Partisanenkampf nicht aus: „Er [der Waldgänger – T.S.] führt den kleinen Krieg entlang der Schienenstränge und Nachschubstraßen, bedroht die Brücken, Kabel und Depots“ (SW7, 353). Angesprochen ist also nicht der „Einzelne“ im Allgemeinen, sondern die deutsche Rechte um 1950 – diejenigen, denen eine geistige Mittäterschaft im Nationalsozialismus angelastet wird, die sich aber subjektiv für unschuldig halten und nun bereit sind, im Verborgenen (im „Wald“) Widerstand gegen die Siegermächte und die unter deren Protektion etablierten Staatswesen zu leisten.¹³² Jüngers Widerstandshaltung lässt sich am ehesten mit einem Gefühl der Verbitterung erklären: Nach Kriegsende wurde er von den Alliierten zeitweilig mit einem Publikationsverbot belegt, 1946 musste er sich einer mehrtägigen Befragung stellen.¹³³

Auch im „Waldgang“ ist die Hoffnung auf einen neuen Regenten, „einen neuen Augustus“ ausgesprochen (SW7, 369; vgl. SW7, 326: „ein vollkommener Mensch“).

131 Vgl. Martus 2001, a.a.O, S. 191.

132 Seferens, a.a.O, S. 98ff.

133 Kiesel 2009, a.a.O, S. 535.

Bis er auftritt, ist es Aufgabe des Dichters (der selbst Waldgänger ist; SW7, 320), das geistig-ideologische Fundament zu bereiten: „Allen Landnahmen im Konkreten und Gedachten [...] gehen Offenbarungen, Planungen und Beschwörungen im Wort und in der Sprache [...] voraus“ (SW7, 372).

Mit dem Großessay „An der Zeitmauer“ (1959) liefert Ernst Jünger schließlich die Ergänzung des von der Realität überholten Konzepts von „Der Arbeiter“ nach. Ausgangspunkt der Schrift ist die These vom „Abschied von der Geschichte“: Der Menschheit steht der „Abschluss eines Zyklus“ bevor (SW8, 480, 468). Das „Überschreiten der Linie“ führt in eine Zukunft „jenseits der Zeitmauer“, in der die Weltgeschichte nur noch als Abschnitt der Erdgeschichte erscheint (SW8, 468). Mit der Einbettung der Geschichte in kosmische Zyklen geht ein neues Zeitbewusstsein einher: Die chronologische Zeit, die der Periodizität des Universums nicht gerecht werden kann, weicht der „Schicksalszeit“ (SW8, 444, 462). Zur Veranschaulichung vergleicht Jünger die Geschichte der Menschheit mit einer Bahnreise, die größtenteils auf den Stationen verbracht wird. Setzt sich der Zug aber irgendwann doch in Bewegung und der Mensch versäumt die Abfahrt, fährt der Zug eben ohne ihn weiter (SW8, 583, 609). Die Reise-Metapher ist als Warnung zu verstehen: Ignoriert der Mensch die Zeichen der Schicksalszeit und versäumt den Sprung über die Zeitmauer, könnte seine Auslöschung bevorstehen – das Schicksal ist auf den Menschen nicht angewiesen.

Der Austritt aus der historischen Zeit ist laut Jünger an zwei neuartigen Vorgängen ablesbar, die außerhalb jeder geschichtlichen Erfahrung liegen: Mit der Existenz nuklearer Waffen ist erstmals die Selbstvernichtung der Menschheit denkbar geworden (SW8, 527, 536). Zudem beginnt der Mensch „mit den Genen zu spielen“, er übernimmt „die Verantwortung für seine Evolution“ (SW8, 594, 603). Angesichts dieser Situation suggeriert Jünger (wie bereits in „Der Arbeiter“), dass es kein Zurück mehr gibt, denn der Wille „hat Freiheit zum Handeln, nicht aber zum Umkehren oder Nichthandeln“ (SW8, 595) – der Willensfreiheit (und damit der persönlichen Verantwortung) räumt Jünger gegenüber der geschichtlichen Determination einen nur geringen Spielraum ein. Zur Erläuterung bemüht Jünger denselben Spruch Senecas wie Oswald Spengler in „Der Untergang des Abendlandes“: „Ducunt volentem fata, nolentem trahunt“¹³⁴ (Den Willigen führt das Schicksal, den Unwilligen zieht es mit sich; SW8, 615). Der Mensch kann sich dem Notwendigen durch sein Handeln verweigern – verhindern kann er es nicht. Jünger bezieht sich in „An der Zeitmauer“ erneut auf die Thesen Spenglers (SW8,

134 Vgl. Spengler, a.a.O, S. 1194.

453ff.), geht aber deutlich über dessen Geschichtsphilosophie hinaus, denn mit Spenglers Konzept der analogen Betrachtung lässt sich der Umschlag in etwas qualitativ Neues in der Geschichte (s.o.) nicht erklären.¹³⁵

Nachdem die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs nicht zum erwünschten Ergebnis geführt hat – der Nihilismus ist stärker denn je, die politische Nachkriegsordnung für Jünger inakzeptabel – wird nun die nächste Zeitenwende anvisiert. Und auch diesmal erschließt der stereoskopische Blick die Symptome des bevorstehenden Umbruchs: So wie sich etwa das ungewöhnliche Auftreten einer Vogelart als Vorbote einer Klimaveränderung erweisen kann, spricht das angeblich „massierte Auftauchen“ von Horoskopern zum Jahresbeginn 1957 laut Jünger für einen „Klimawechsel“ umfassenderer Art. Wo diese Horoskope auftauchen (Presse etc.), bleibt hierbei allerdings unklar.

Das Wiederaufleben der Astrologie in einer Zeit, in der die rationale Ordnung weiter fortschreitet, wertet Jünger als „ungewöhnliches und in hohem Maße prognostisches Zeichen“: Mit der Astrologie siedelt sich „ein fremdes Gebilde“ an (SW8, 399ff., 450, 426). Dem Horoskop des Menschen als „Abbild der Weltuhr“ (SW8, 410) liegt die siderische Zeiteinteilung, das Sternjahr, zugrunde: Es orientiert sich an der Schicksalszeit. Das Anwachsen astrologischer Neigungen spricht für ein „starkes Bedürfnis nach Deutung“, ist laut Jünger aber auch ein Anzeichen dafür, dass „der Mensch der Uniformierung müde zu werden beginnt, die ihn vor kurzem noch begeisterte“ (SW8, 414, 449): Der Weg durch die Zeitmauer erlaubt einen ersten Blick auf eine Zukunft jenseits der „Werkstättenlandschaft“ des Arbeiters.

Eine neue, kosmische Perspektive erkennt Jünger auch in der gewachsenen Bedeutung der Meteorologie und in der Aufmerksamkeit, die Sonnenflecken und der kosmischen Strahlung zuteil wird (SW8, 403f., 586): Es handelt sich um eine „geologische Unruhe“, die anzeigt, dass die Erde, astrologisch gesprochen, in ein „neues Haus“, ins Zeitalter des Wassermanns eintreten will (SW8, 548, 544, 645). Jünger betont hierbei die Wechselwirkungen zwischen der belebten und der unbelebten Natur, wobei insbesondere die Technik zur „Gesamtbewegung“ beiträgt (SW8, 585):

„Neuartig und wachsend ist die durch die menschliche Tätigkeit geschaffene atmosphärische Unruhe und die ihr entsprechende Beunruhigung. Die Industrieviere, Großstädte, Verkehrsmittel, Kraftwerke, Schießplätze wirken als Ventile, die immer stärkere Emanationen freigeben.“ (SW8, 587)

Die Technik behält ihre tragende Rolle als Symptom und Katalysator eines

¹³⁵ Vgl. Martus 2001, a.a.O, S. 188.

metaphysischen Vorgangs. Hier ist weiterhin die Totale Mobilmachung am Werk, doch Jünger benennt nun erstmals ihren „Auftraggeber“:¹³⁶ Es ist die Erde selbst, die „Erdmutter“ (SW8, 474). Demnach legt die Erde die „Gestalt des Arbeiters“ im Menschen an; dieser wiederum mobilisiert die Welt mittels Technik in einem Prozess, der größtenteils im „Unbewußten“ stattfindet (SW8, 618, 570). Die Gesamtbewegung führt auf die Zeitmauer zu und durch sie hindurch. Mit dieser begrifflichen Neuausrichtung seines Konzepts ist Jünger in der Geo-Philosophie angelangt.¹³⁷ Allerdings bleibt auch die in den Kosmos eingebettete Erde dem Lauf des Schicksals unterworfen: Hinter allen Erscheinungen wirkt das Ungeteilte, der Urgrund.

Der Wille zur Macht wird nun durch den Erdwillen ersetzt, und auch dieser lässt sich stereoskopisch anhand der Betrachtung der Technik erschließen. Jünger geht von der Beobachtung aus, dass die Erde „eine Haut“ (SW8, 503) bekommen hat:

„Die Erde überspinnt sich mit einem immer dichteren Netz von Drähten und Kabeln; ein Wald von Sendern und Empfängern wächst hervor [...]. Die Apparate ahmen Augen, Ohren, Kehlköpfe nach. Sie senden Signale, Worte, Bilder, Farben auf astronomische Entfernungen.“ (SW8, 572f.)

Die globalisierte menschliche Kommunikationskultur webt ein geistiges Netz um die Erde, wobei der Mensch aber nur Erfüllungsgehilfe ist: Es sind „magische Mächte“, die in die Technik eindringen können (SW8, 496), der Mensch wird von „Erdmacht“ erfasst, die Materie bemächtigt sich des Menschen als ihres „Werkmannes“. Was Jünger philosophisch als Konformität von „Monadern universaler und menschlicher Intelligenz“ (SW8, 560) beschreibt, findet physikalisch eine Entsprechung in der Elektrizität (SW8, 495).

Mehrfach verwendet Jünger in „An der Zeitmauer“ den Begriff der „Influenz“, (SW8, 402, 503), der die Wechselwirkung elektrischer Partikel auf beiden Seiten einer Isolierungswand bezeichnet. Bei diesem Vorgang bewegen sich Teilchen über stoffliche Hindernisse oder die bloße Entfernung hinweg: ein magisches Wirken ohne körperlichen Kontakt.¹³⁸

Das Wort „magisch“ ist eine Hilfskonstruktion Jüngers, die eine „nicht weiter zu erläuternde Erdkraft“ benennt; es ist synonym mit „erdgeistig“. Das „Erdgeistige“ kann sich an Orten oder in Menschen verdichten – „Materie und Bios sind magisch ungetrennt“ (SW8, 495f.). Anhand des Influenz-Prinzips bietet Jünger eine Erklärung

136 Peter Koslowski: Die Rückkehr des Titanen Mensch zur Erde und das Ende der „Geschichte“.

Jüngers Essay *An der Zeitmauer*. In: Ernst Jünger im 20. Jh., S. 219.

137 Vgl. Sandro Gorgone: Zeitlichkeit und *posthistoire* bei Ernst Jünger. Geo-philosophische Rezeption und Aktualität seines Werkes. In: Eine Bilanz, S. 484.

138 Vgl. Francois Poncet: Das Kleid der Erde. Ein Bild des Unvorhersehbaren. In: Prognosen, S. 112f.

für das Übergreifen der Erdmacht auf den Menschen und die daraus hervorgehende gemeinsame Mutation von Mensch und Technik an. Zudem kann er jetzt den Vorgang der Stereoskopie physikalisch untermauern: Der Augenblick, in dem sich die Tiefendimension erschließt, gleicht dem „Funken zwischen zwei Feldern, in denen sich differente Ladungen sammeln“ (SW8, 402).

Nachdem Jünger die Grenzen zwischen belebter und unbelebter Materie faktisch aufgehoben hat, kann er konstatieren: „Das Universum lebt!“ (SW8, 501, 548). Indem die Erde den Menschen dazu bewegt, mittels technischer Apparaturen Sinnesorgane, Nervenbahnen und Gehirne (Computer) nachzuahmen (SW8, 500f.), drückt sie ihren Willen aus: „Die Erde will in ihrem vollen Umfang, mit Kern und Schale, will in ihrer Beseelung erkannt werden. Dazu sucht sie Geister, die ihre Schlüssel sind“ (SW8, 575). Zwar beklagt Jünger die zunehmende Verödung und Gleichförmigkeit der Welt durch die Technik (SW8, 412, 448f., 463, 539) und beruft sich in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf das von Heidegger geprägte Wort von der Technik als „Gestell“ (SW8, 539; s. Kap. 6.). Er bedient sich hier aber nur scheinbar der herkömmlichen konservativen Zivilisationskritik. Tatsächlich stellt die grobe Maschinenteknik in seiner Philosophie nur ein Oberflächenphänomen dar, das „an sich wertlos“ ist, aber auf eine verborgene „Veränderung in der Tiefe“ weist (SW8, 639, 464). Insofern ist sie eine notwendige, aber vorübergehende „Mode“: Die Technik ist das „Kleid des Arbeiters“ (SW8, 463f.).

Ein Sinnbild für den Aufruhr der Erde und die Teilhabe des Menschen daran sieht Jünger im mythischen Kampf der Titanen gegen die olympischen Götter: Aufgewiegelt von der Erdmutter Gäa (Gaia) wird nun allerdings der Mensch zum Titan, der die väterliche Ordnung mit Hilfe titanischer Technik bekämpft. Das an der Zeitmauer unterliegende patriarchalische Prinzip, das alte Werte- und Glaubenssystem, wird von matriarchalischen Kräften abgelöst (SW8, 531, 568, 592f.). In diesem Augenblick wird der Nihilismus überflüssig, denn „er will nicht das Nichts, er will ein Etwas nicht: die väterliche Macht“ (SW8, 636f.).

Jünger betont, dass dieser von der „Gestalt des Arbeiters“ angestoßene Prozess durchaus gefährlich ist: Es könnte zu einer kriegerisch-technischen Katastrophe kommen, die Jünger im Untergang der „Titanic“ modellhaft symbolisiert sieht (SW8, 429, 525ff.). Für wahrscheinlicher hält er jedoch eine durch Verträge konstituierte „Welteinheit“, den Weltstaat (SW8, 533). In Jüngers Hoffnung, „daß höhere Geisteskräfte die gewaltige Bewegung zügeln und sich ihrer wohlthätig bemächtigen“ (SW8, 644), kommt erneut die

Aussicht auf eine Bändigung der „Gestalt des Arbeiters“ zum Ausdruck.

Die Rolle der Theologie bleibt auch in „An der Zeitmauer“ blass: Jünger bezieht sich vage auf eine angeblich „heraufwallende gnostische Grundströmung“, auf Hinduismus, Taoismus und Buddhismus und verkündet: „Theologie bleibt möglich, auch wenn die Götter sich entfernt haben“. Geglaubt werden soll an einen „nichtpersonalen, qualitätslosen, aber Qualität und Gestalt hervorbringenden Urgrund“ (SW8, 625, 638f.). Entscheidend ist auch die Rolle des Dichters (SW8, 504ff.); Jünger ist sich der „beschwörenden Kraft“ der Dichtung in Bezug auf die künftige politische Ausgestaltung eines Staates sehr bewusst: Der Dichter „nähert sich dem Urbild, spiegelt es im Vorbild, das dann reale Mächte anzieht, etwa in der Politik“ (SW8, 472, 482).

Die Bedeutung der Naturwissenschaften (die zuvor immer im Schatten des Technik-Diskurses standen)¹³⁹ wird jetzt stärker betont. Angesichts der bahnbrechenden Entwicklungen in Physik und Genetik stellt Jünger klar, dass der „Weltplan“ auch in der Wissenschaft wirkt (SW8, 553): Sie ist ebenso wenig aufzuhalten wie die Technik, womit sich die Frage nach der Verantwortung der Forschung erübrigt (SW8, 596f.).

In „An der Zeitmauer“ unterzieht Jünger die in „Der Arbeiter“ formulierten Thesen einem Erneuerungs- und Ausdeutungsprozess, der den wissenschaftlich-technischen Entwicklungen ebenso Rechnung trägt wie der veränderten Weltlage nach dem Zweiten Weltkrieg. Mit der Thematisierung aktueller gesellschaftlicher Fragen (atomare Bedrohung und Gentechnik) und der Nähe zu modischen weltanschaulichen Strömungen (die Bedeutung fernöstlicher Religionen und des Wassermann-Zeitalters für die „New Age-Bewegung“)¹⁴⁰ wird er nun auch für Leser goutierbar, die sich nicht dem rechten politischen Lager zugehörig fühlen. Anders als noch in „Der Waldgang“ unterlässt Jünger in „An der Zeitmauer“ direkte politische Aussagen, was der Schrift einen esoterisch-prophetischen Charakter verleiht und zu einer Verklärung des Autors zum „großen Deuter“ des „Mythos der Moderne“ (Peter Koslowski)¹⁴¹ beiträgt.

In „Der Weltstaat“ (1960) konkretisiert Jünger den Gedanken von einer kommenden Welteinheit und stellt auch hier den direkten Bezug zum Erdwillen her: Es ist die Erde selbst, die „in einer innerhalb der menschlichen Geschichte neuartigen Weise sich zu regen und Einheit anzustreben beginnt“ (SW7, 520). In Hinblick auf das Nuklearwaffenarsenal in Ost und West betont Jünger, dass nur im Weltstaat eine

139 Eine Ausnahme bildet die Diskussion über die Freiheit der Wissenschaft in „Heliopolis“, vgl. H, 24ff.

140 Koslowski 2010, In: Ernst Jünger im 20. Jh., a.a.O, S. 233.

141 Peter Koslowski: Der Mythos der Moderne. Die dichterische Philosophie Ernst Jüngers. München, 1991, S. 175, 177.

„Begrenzung und Zähmung der Machtmittel“ erfolgen kann (SW7, 493): Damit suggeriert er, dass einzig ein Machtmonopol (wie es etwa der Regent in „Heliopolis“ ausübt) die Menschheit vor der Selbstvernichtung bewahren kann. Auch hierbei spielt der Dichter eine bedeutende Rolle, denn die allgemeine Anerkennung einer planetarischen Ordnung kann Jünger zufolge durch „überzeugende Tatsachen“ „erzwungen“ werden: „Immer muß Dichtung, müssen Dichter vorangehen“ (SW7, 525).

5.2 Die magische Technik im Experiment: Gläserne Bienen

In der Erzählung „Gläserne Bienen“ (1957) spielt Ernst Jünger die Konsequenzen der neuen Arbeitswelt am Beispiel eines konservativen Ex-Soldaten durch: Rittmeister Richard ist erfüllt von „altertümlichen Vorurteilen“, hat klare Vorstellungen von „Ehre“ und „Würde“ und schätzt die pädagogische Wirkung natürlicher Autorität (SW15, 432, 538, 435f.). Ihm fehlt die „Unbedenklichkeit des Parteigängers“: Richard ist ein „Skrupulant“ mit „defaitistischen Neigungen“ (SW15, 476). In einem Zeitraum, der etwa vom Ersten Weltkrieg bis in eine unbestimmte Zukunft reicht, erlebt er rasante Veränderungen mit: Pferde werden durch Panzer ersetzt, die Kriegsführung wird zum technischen Vorgang, die Menschen werden mechanischer und berechenbarer, der traditionelle Wertekanon löst sich auf (SW15, 442, 438f., 462f., 538): Richard findet sich in einer Welt wieder, die sich „verdüstert hat“ und resigniert: „Wir wurden nicht fertig mit den Tatsachen“ (SW15, 501, 463). Seine Karriere beim Militär scheitert, weil ihm an Entschlossenheit mangelt (SW15, 477); schließlich sind er und seine Frau mittellos, der Herd ist „erloschen“, das Telefon gesperrt (SW15, 431, 438, 443).

Aus der Konstellation der Schilderung ergibt sich, dass Richards Problem nicht, wie es zunächst den Anschein hat, primär finanzieller Natur ist. Dies wird deutlich, wenn Jünger die Abhängigkeiten des Hausbesitzers aufzählt: Gas-, Licht- und Wasseranschlüsse sind unabdingbar, Versicherungen und Finanzbehörden flechten ein Netz von Verpflichtungen (SW15, 458; vgl. die ähnlich lautende Passage in „Der Arbeiter“, SW8, 124ff.; s. auch Kap. 3.3). Richard wird von seiner künstlichen Umwelt abgekoppelt und damit aus der organischen Konstruktion entlassen: Der Arbeitslose hat in der Welt des Arbeiters keinen Wert mehr. Das Abschalten des Telefons entspricht der Beschlagnahme des „Phonophors“ (eines multifunktionalen Mobiltelefons) in „Heliopolis“, was dort dem Entzug der Bürgerrechte gleichkommt (vgl. H, 336).

In seiner defätistischen Unangepasstheit nimmt Richard eine Mittelstellung zwischen zwei Extremen ein: Der sinnlose Widerstand gegen die technische Ordnung wird von

der Figur des „Lorenz“ verkörpert, der einen Krieg gegen Maschinen und Fabriken plant und sich in einer Form des höchsten Protests aus dem Fenster stürzt (SW15, 464ff.). Die fügsame Anpassung kommt in „Wittgrewe“ zum Ausdruck, einem einstmals von Richard bewunderten Reiteroffizier, der nun ein tristes Leben als Straßenbahnschaffner führt, das ihn zu einem Rädchen im Getriebe degradiert (SW15, 469ff.).

Ein alter Kamerad vermittelt Richard ein Vorstellungsgespräch bei Zapparoni (SW15, 439ff.), einem genialen Erfinder und Geschäftsmann, der ein monopolistisches Firmenimperium aufgebaut hat und die Presse per Propaganda lenkt. Zapparoni wird als „Übermensch“ und „Paradepferd des technischen Optimismus“ beschrieben; seine hochqualifizierten Fachkräfte fertigen intelligente Miniaturroboter, die bereits unentbehrlich für Industrie, Wissenschaft und die privaten Haushalte geworden sind (SW15, 523, 483, 426ff.). Sein Ehrgeiz ist es, die Natur zu übertreffen und die „Materie zum Denken zu bringen“, was insbesondere in den äußerst populären „Zapparoni-Filmen“ zum Ausdruck kommt, in denen die Rollen mit künstlichen Menschen besetzt sind (SW15, 448, 427, 511f.). Diese Automaten geben dem Menschen „ein neues Maß“, sie verändern das Menschenbild, bis sogar Schauspieler sich ihrem Stil anpassen (SW15, 543, 448f.). In diesem Vorgang ist bereits die nächste Stufe, eine grundlegende Veränderung des menschlichen Wesens durch die Technik angedeutet.

Das Firmengelände Zapparonis ist eine Art Staat im Staat, ein abgeschirmtes Sperrgebiet mit eigenem Sicherheitsdienst, jeglichem Fremdzugriff entzogen und unabhängig von staatlichen Versorgungseinrichtungen (SW15, 439, 449, 458f.). Dieses Reich ist nicht mehr an die organische Konstruktion des Staates gekoppelt,¹⁴² die perfektionierten technischen Schöpfungen Zapparonis ermöglichen einen neuen Entwicklungsschritt: „[...] er hatte den Drähten, den Leitungen, den Röhren, den Geleisen, den Anschlüssen den Krieg erklärt“ (SW15, 515).

Jünger spielt in einem experimentellen Umfeld durch, wie der Geist als Steuerungsprinzip in die Technik einzieht: Sie steht kurz davor, durch „Lichter, Worte, ja fast Gedanken“ kontrollierbar zu sein (SW15, 448). Die Unabhängigkeit, die der Monopolist durch sie gewinnt, belegt den Machtcharakter der Technik. Das Vorstellungsgespräch bei Zapparoni (der dementsprechend eine Aura der Macht ausstrahlt), verläuft zunächst enttäuschend: Vor ein theoretisches militärisches Problem gestellt, versagt Richard, weil es ihm an Kaltblütigkeit und Entschlossenheit mangelt, er

142 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 222.

wird als „liberaler Schwätzer entlarvt“ (SW15, 479ff., 496). Als er gebeten wird, in einer Laube im Garten zu warten, bemerkt er, dass er sich in einer teilweise künstlichen Umwelt befindet und nicht mehr zwischen Natur und perfekter Imitation unterscheiden kann (SW15, 497, 542ff.). Durch ein von Zapparoni bereitgelegtes Fernglas beobachtet Richard mit gleichsam teleskopischem Blick, dass es sich bei den im Garten ausschwärmenden Bienen um mechanische, gläserne Objekte handelt, die offenbar von einem zentralen Prinzip gesteuert werden und weitaus effektiver arbeiten als ihre natürlichen Vorbilder (SW15, 503ff.).

Richard, der nach der Abschaffung der Pferde selbst als Techniker bei der Panzerinspektion tätig war (SW15, 468), zeigt sich fasziniert von diesem „Tanz des Geistes“ und sinnt sogar auf Verbesserungen des künstlichen Systems der scheinbar „ökonomisch absurden“ Mikroroboter (SW15, 505ff.). Dann realisiert er jedoch, wozu dieser Garten eigentlich dient: Er ist ein Versuchsfeld für eine neue Waffentechnik, eine „Probemobilmachung“ (SW15, 523), denn die Bienen könnten ebenso in der Lage sein, ein Flugzeug zum Absturz zu bringen (SW15, 513).

Als er plötzlich in einem Sumpfloch abgeschnittene menschliche Ohren zu erblicken glaubt, reagiert er zunächst schockiert und glaubt sich in Gefahr. Er begreift seinen Fund als Ausdruck der „sezierenden Denkart“ Zapparonis (SW15, 519ff.). An dieser Stelle resigniert er und erkennt die Antiquiertheit seiner Wertvorstellungen:

„Menschliche Vollkommenheit und technische Perfektion sind nicht zu vereinbaren. [...] Heut mußte man im Plan sein, dann zählten die Opfer nicht. [...] Man mußte auch geistig in den Panzer umsteigen“ (SW15, 521, 539).

Mit der Thematisierung des staats- und gesellschaftspolitischen Bienen-Diskurses (der Bienenstaat als Ideal) und des Automaten-Motivs der Romantik bezieht sich Jünger auf historische Denkmodelle, die er in „Gläserne Bienen“ zeitgemäß weiterentwickelt.¹⁴³ Der perfekte Staat der künstlichen Bienen vertritt hier die technische Ordnung der Arbeitswelt. Mit der Folgerung am „Eingang einer schmerzlosen Welt“ zu stehen, in der „das freie und unberührte Menschenbild“ verneint wird (SW15, 544ff.), vollzieht Richard exakt nach, was Jünger in „Über den Schmerz“ geschrieben hat: Der Mensch selbst erweist sich als antiquiert gegenüber dem technisch-rationalen Denken,¹⁴⁴ seine Verwandlung in eine gleichsam technisierte, schmerzunempfindliche Arbeitsgröße steht bevor, während im Gegenzug der Geist, bzw. das Leben in die Materie, in Totes

143 Vgl. Harro Segeberg: Ernst Jüngers „Gläserne Bienen“ als „Frage nach der Technik“. In: Titan Technik, a.a.O, S. 219ff.; Schröter, a.a.O, S. 137.

144 Olaf Schröter weist hier richtig auf die gedankliche Nähe zur These von der „Antiquiertheit des Menschen“ von Günther Anders hin, vgl. Schröter, a.a.O, S. 143.

einzieht.

Im Symbol der abgeschnittenen Ohren wird die „Intaktheit“ des Individuums (SW15, 521) und damit seine Existenz in Frage gestellt (vgl. Kap. 3). Richards Schwenk von der anfänglichen Faszination zur Resignation entspricht Jüngers Entwicklung von der Apologie der Arbeitswelt in „Der Arbeiter“ zu seiner späteren Haltung.¹⁴⁵

In einem Wutanfall zerschmettert Richard schließlich eine der Bienen, was Zapparoni auf den Plan ruft. Die Platzierung der Ohren (bei denen es sich um abgetrennte Automaten-Teile handelt) im Sumpf erweist sich hingegen als weiterer Test, den Richard aufgrund seiner emotionalen Reaktion wiederum nicht bestanden hat (SW15, 548ff.).

Zapparoni bietet ihm dennoch eine Stellung an. Die seltene Kombination von technischer Begabung und „abwägender Kraft“ prädestiniert ihn für die Rolle eines Schiedsrichters, der zwischen den zerstrittenen Erfindern Zapparonis vermitteln soll (SW15, 553) – Richard wird als konservatives Korrektiv in die Arbeitsordnung eingefügt und fungiert dergestalt als „Bändiger“ des Arbeiters, macht aber gleichzeitig selbst eine Wandlung durch: „Als er [Zapparoni – T.S.] mich prüfte und dann an meinen Platz stellte, fühlte ich Liebe aufkeimen. [...] Es ist schön, wenn einer, und wäre es auch ein Böser, noch in die Rolle des Vaters eintreten kann“ (SW15, 534).

Indem Richard Zapparoni – nun scheinbar kritiklos – als „Vater“ annimmt, akzeptiert er dessen Wertesystem und fügt sich in die technische Ordnung (vgl. den mythischen Vater-Mutter-Dualismus in „An der Zeitmauer“; Kap. 5.1).

In diese Richtung weist auch der erst 1960¹⁴⁶ von Jünger hinzugefügte Epilog der Erzählung. Hier wird ein Herausgeber eingeführt, der die Erzählung als Lehrstoff eines historischen Seminars entlarvt, das den „Übergang zur Perfektion [der Technik – T.S.]“ behandelt. Die beschriebenen Begebenheiten und die Grausamkeit der Automatenwelt werden aus der Zukunftsperspektive historisiert und unter Bezugnahme auf „Notwendiges“ mit „Sinn“ versehen (SW15, 556ff.), was einer Entmoralisierung gleichkommt.¹⁴⁷

Dieser Epilog wird von der Jünger-Forschung vorwiegend kritisch beurteilt, und es ist richtig, dass er die Intensität (und mithin die irritierende und beunruhigende Wirkung) des Textes mindert.¹⁴⁸

145 Meyer, a.a.O., S. 456

146 Ebd.

147 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 223.

148 Vgl. Martus 2001, a.a.O., S. 222; Meyer, a.a.O., S. 457; Segeberg, a.a.O., S. 223; Schröter, a.a.O., S. 149.

Hinzu kommt, dass Jünger in „Gläserne Bienen“ eine ungewöhnlich entspannte und ironische Erzählhaltung einnimmt.¹⁴⁹ Demgegenüber wirkt die nachträglich angehängte, in gewohnt salbungsvoll-prophetischer Tonlage verfasste Sinnstiftungs-Programmatik wie ein regressiver Fremdkörper.

5.3 Am Ende der Geschichte: Eumeswil

Nach den heftigen publizistischen Anfeindung, denen Jünger seit Beginn der 1960er Jahre aufgrund seiner publizistischen Tätigkeit in der Zwischenkriegszeit und seiner anhaltenden anti-demokratischen Grundhaltung ausgesetzt ist, zieht sich Jünger im Alter zunehmend aus der Öffentlichkeit zurück.¹⁵⁰

Der Roman „Eumeswil“ (1977) bildet gemeinsam mit „Auf den Marmorklippen“ und „Heliopolis“ eine Trilogie:¹⁵¹ Es wird ausdrücklich auf die Vorläufer Bezug genommen (SW17, 193ff., 307, 335) und auch hier ist der Kampf um die Macht im Staat thematisiert. Der in den Essays zwischen 1950 und 1960 zum Ausdruck kommende Optimismus ist allerdings einer resignativen und pessimistischen Haltung gewichen.

Bereits 1973 schreibt Jünger:

„Mir scheint, daß der Optimismus, wie ich ihn gegen Ende des Zweiten Weltkriegs hegte, geringer geworden ist. Siehe 'Der Friede' und 'Über die Linie'. Ihn zu dämpfen trug nicht nur die Entwicklung bei, vor allem die europäische, sondern auch der fundamentale Pessimismus Friedrich Georgs.“ (SW5, 234)

Grund zum Optimismus gibt die politische Lage zu Beginn der 1970er Jahre den Jünger-Brüdern tatsächlich nicht: Die demokratisch verfasste Bundesrepublik Deutschland, eingebunden in den von den USA dominierten westlichen Machtblock, wird von den Anschlägen der RAF erschüttert. Diese Situation ist in „Eumeswil“ widergespiegelt: Zu Beginn des dritten Jahrtausends ist der Weltstaat längst wieder zerbrochen und jetzt nur noch eine „permanente Utopie“ (SW17, 85, 375). Im Stadtstaat Eumeswil, der in der weltpolitischen Bedeutungslosigkeit versinkt und abhängig von einer der beiden dominierenden Großmächte ist (SW17, 192), gibt es diverse Gruppierungen von Anarchisten und Partisanen (SW17, 41f., 144f., 224ff.).¹⁵² Eine Abweichung tritt allerdings deutlich hervor: Eumeswil ist keine Republik mehr, seit es dem „Condor“ gelungen ist, die Misswirtschaft der zuvor regierenden Tribune (die hier die Demokratie vertreten) zu beenden.

149 Vgl. Segeberg, a.a.O, S. 217ff.; Schröter, a.a.O, S. 131.

150 Kiesel 2010, a.a.O., S. 513f.

151 Vgl. Julien Hervier: Versuch einer Standortbestimmung von Eumeswil. In: Die großen Jagden, S. 98.

152 Zu den Gegenwartsbezügen in Eumeswil vgl. Hervier, a.a.O, S. 97, S. 109; Kiesel 2009, a.a.O, S.

636; Martus 2001, a.a.O, S. 212; Seferens, a.a.O, S. 299, 377.

Jünger beschreibt den Machthaber durchgängig positiv: Er ist ein Tyrann, aber kein Despot, er ist scharfsinnig und musisch interessiert, Grausamkeit ist ihm zuwider (SW17, 10ff., 94ff., 212). Dementsprechend genießt die Bevölkerung in Eumeswil ein hohes Maß an Freiheit (SW17, 226, 280). Das ändert jedoch nichts am Pessimismus des Ich-Erzählers, des Historikers und Bediensteten des Condor, Martin Venator. Er empfindet Eumeswil als Ort des geistigen Siechtums: Der Werteverfall ist nicht aufzuhalten, alle „großen Ideen der Geschichte sind durch Wiederholung abgeschliffen“, „der Katalog der Möglichkeiten ist erschöpft“ (SW17, 32, 73). Insofern ist Eumeswil „geschichtslos“, die „historische Substanz ist verbraucht“ (SW17, 60, 144). Aufgrund dieser Zuspitzung der These vom Austritt aus der Geschichte (vgl. Kap. 5.1) wird „Eumeswil“ oft als Roman des Posthistoire bezeichnet.¹⁵³ In dieser „vom Nihilismus ausgeglühten“ Stadt hat sich sogar „die Evolution [...] totgelaufen“: Selbst der Übermensch ist mittlerweile ein Fossil (SW17, 333, 337). Anders als noch in „Heliopolis“ spielen Kunst und Theologie in „Eumeswil“ keine Rolle, auch gibt es hier keine dem Regenten vergleichbare quasi-religiöse Erlöserfigur.

In dieser Situation vollzieht Venator einen radikalen (inneren) Rückzug aus Staat und Gesellschaft, er orientiert sich an Max Stirners Schrift „Der Einzige und sein Eigentum“ (SW17, 321ff.) und versteht sich als „Anarch“. Mit dem Anarchen entwirft Jünger einen Typus, der die Desillusionierung des Autors zum Ausdruck bringt. Der Anarch ist zwar auch Waldgänger (SW17, 137), dennoch sind die Begriffe nicht identisch: „Der Unterschied liegt darin, daß der Waldgänger aus der Gesellschaft heraus gedrängt wurde; der Anarch hingegen hat die Gesellschaft aus sich verdrängt“ (SW17, 147). Im Gegensatz zum Anarchisten opfert er sich nicht für eine Ideologie auf, er wahrt strikte Neutralität. Seine persönliche Freiheit geht ihm über alles, er achtet weder Staat noch Gesetz, arrangiert sich aber aus Pragmatismus mit der herrschenden Macht (SW17, 36, 137, 206, 278).

Als Sprachrohr des Autors vertritt Venator exakt die Geschichtsauffassung Ernst Jüngers: „Das Leiden des Historikers und seine Wandlung zum Anarchen beruht auf der Einsicht, daß der Kadaver nicht abzuräumen ist und immer neue Geier- und Fliegenschwärme sich an ihm gütlich tun [...]“ (SW17, 169) – legitime Machtausübung ist in Eumeswil (d.h.: auch in der Bundesrepublik Deutschland) nicht mehr möglich. Die Einsicht, dass „Dynastien und Diktaturen sich endlos ablösen“ (SW17, 171) gewinnt Venator anhand seiner ausgiebigen Exkursionen im „Luminar“, eines

¹⁵³ So etwa Kiesel 2009, a.a.O., S. 637; Koslowski 1991, a.a.O., S. 135; Meyer, a.a.O., S. 591.

futuristischen Geschichtsarchivs, das beliebige Ereignisse der Weltgeschichte nicht nur visualisiert, sondern auch eine interaktive Teilnahme aus verschiedenen Perspektiven erlaubt (SW17, 156f., 288, 303ff., 312): Das Luminar ermöglicht eine stereoskopische Optik (SW17, 288). Infolgedessen versteht sich Venator als „Metahistoriker“, der die geschichtlichen Ereignisse von einer höheren Warte aus wahrnimmt und beurteilt.¹⁵⁴ Die scheinbare Objektivität Venators entspricht freilich immer den genaueklärerischen Auffassungen Jüngers: Zum Ausdruck kommt eine ablehnende Haltung gegenüber Pressefreiheit (SW17, 159), Fortschritt (SW17, 186, 330), Republik, Demokratie und Verfassung (SW17, 212, 245, 250ff., 313, 316), dem Ideal der Gleichheit (SW17, 187) und dem Liberalismus (SW17, 245).

Jünger wendet hier das bereits bekannte Verfahren an: Stereoskopisch ermittelte Deutung wird als objektive Wirklichkeit ausgegeben; Ideologie wird in Ontologie transformiert und soll auf diese Weise gegen ideologiekritische Angriffe immunisiert werden.¹⁵⁵

Die relative Freiheit, die die Bevölkerung in Eumeswil genießt, ist keinesfalls als eine „objektive Würdigung der Demokratie“ (Julien Hervier)¹⁵⁶ zu betrachten. Zu diesem Thema hat sich Jünger 1983 in eindeutiger Weise geäußert: „Warum sollte ich mich 'zur Demokratie bekennen', und gerade heute, wo ich sie täglich beobachte, von Moskau bis nach New York“ (SW20, 248). Diese Aussage wirft ein bezeichnendes Licht auf Jüngers Demokratieverständnis, denn er trifft sie zu einer Zeit, in der von einer Demokratie in der damaligen Sowjetunion keine Rede sein konnte. Wie bereits in „Der Waldgang“ lässt der Autor die Grenzen zwischen demokratisch verfassten und totalitären Staaten verschwimmen. Dies erklärt auch, warum er in Eumeswil einen Tyrannen herrschen lässt: Jünger suggeriert, dass das bundesrepublikanische System eine „Diktatur der Massen“ (vgl. Kap. 4.4) darstellt.

Dass der „Anarch“ Venator Wert auf eine innere Distanz zum Machthaber legt, ist nicht dem Condor anzulasten; Venator lebt in einer Zeit, in der ein Zentrum fehlt, dass „jedem Tun erst Sinn verleiht. Hier gelten weder Eid noch Opfer mehr“ (SW17, 97): Im vollkommenen Nihilismus kann es keinen legitimen Herrscher klassischen Zuschnitts mehr geben. Die Lösung, die Jünger schließlich anbietet, liegt – wie in „Heliopolis“ – jenseits von Gesellschaft und Staat: „Von der Gesellschaft ist ebenso wenig zu erhoffen wie vom Staat. Das Heil liegt im Einzelnen“ (SW17, 307). Venator erkennt, dass er den

154 Vgl. Kiesel 2009, a.a.O., S. 636.

155 Seferens, a.a.O., S. 365

156 Hervier, a.a.O., S. 109

Nihilismus zunächst in sich selbst besiegen muss und übt sich in der „Ablösung von der physischen Existenz“:

„Ich sah mich im Spiegel als übersinnlicher Freier --- mich selbst, der ihm konfrontiert war, als sein flüchtiges Spiegelbild. Zwischen uns brannte, wie immer, eine Kerze; ich verneigte mich über ihr, bis die Flamme meine Stirn versengte; ich sah die Verletzung, doch ich fühlte nicht den Schmerz.“ (SW17, 377)

Venator wendet die stereoskopische Optik auf sich selbst an und erblickt sein Urbild, das gleichzeitig das Urbild des Menschen an sich ist. Mit dieser Rückkopplung an die Tiefendimension des Seins (die in der Stigmatisierung symbolisiert wird) ist er wieder in eine Sinntotalität eingebettet und damit vor dem existenziellen Schmerz geschützt. Dermaßen gerüstet begleitet er den Condor und dessen Gefolge auf eine Expedition ohne Wiederkehr, einen buchstäblichen Waldgang in den geheimnisvollen Wald (SW17, 47). Warum der Tyrann diese Reise unternimmt, und ob politische Motive dabei eine Rolle spielen, bleibt unklar. Die Absicht Venators lässt sich jedoch erschließen. In einem kurzen Gespräch mit seinem Lehrer Vigo liefert dieser einen kurzen Abriss des wissenschaftlichen Fortschritts bis zur Nuklearphysik und der Genetik des 20. Jahrhunderts. Vigo referiert:

„An allem wurde gezweifelt, nicht an der Wissenschaft. Sie war es allein, die sich unbeirrbar und planetarisch entfaltet: sie hat auch den Staat konsumiert. [...] Um diese, ihr selbst verborgenen Ziele zu erkennen, mußte sie an eine Grenze kommen, an der Tod und Leben auf eine neue Weise antworten.“ (SW17, 375)

Während Staat und Gesellschaft im nihilistischen Schwundzustand verharren, gelangt die Wissenschaft an die Grenze, an der die Kategorien „lebendig“ und „tot“ unbrauchbar werden. Mit den erwähnten „verborgenen Zielen“ zielt Jünger wiederum auf den Vorgang der „Erdvergeistigung“ ab, der vermeintlich die einzige Chance bietet, die Linie (bzw. Nullpunkt/Zeitmauer) zu überschreiten. An dieser Stelle ist die grobe Maschinenteknik nutzlos geworden und die modernen Naturwissenschaften übernehmen endgültig ihre Rolle. In Hinblick auf die Gegenüberstellung von Technik/Physik und Genetik/Biologie ist es bedeutsam, dass Venator sein Heil im Wald sucht, denn der Wald als Symbol hat in „Eumeswil“ seinen Gegenpart in den „Katakomben“, die der technischen Entwicklung zugeordnet sind:

„Der Unterschied zwischen den Katakomben und den Wäldern scheint darin zu liegen, daß man hier am Baum der Erkenntnis, dort an dem des Lebens experimentiert. [...] Wenn ich es recht beurteile, sind zwei Schulen am Werke [...]“ (SW17, 338f.)

Die beiden Schulen agieren unabhängig von der Politik, selbst die beiden „Großreiche“ können nicht über sie verfügen, „Technokraten“ und „Biologen“ verfügen über exklusives Wissen (SW17, 339). Sämtliche technischen Geräte und Einrichtungen in

Eumeswil (auch das Luminar) entstammen den strikt abgeschotteten Katakomben, sie werden den Einwohnern zur Verfügung gestellt, haben aber nicht mehr Wert als „Glasperlen und Spiegel für die Eingeborenen“ (SW17, 62ff., 140, 193, 270, 304). Tatsächlich experimentieren die Forscher an der „unmittelbaren Verwirklichung von Gedanken, wie sie in den Träumen gelingt“, an einer „Supraleitfähigkeit der Intelligenz, die den Geist von den technischen Medien unabhängig macht“, was sich unter anderem darin äußert, dass Venator nachts bisweilen „Stimmen“ aus den Katakomben hört, bzw. empfängt (SW17, 81, 335, 341): Die Technik wird vollends zur Magie. Während die Katakomben symbolisch von den Titanen und insbesondere von Prometheus vertreten werden, ist der Wald das Refugium der „Götter“ (SW17, 65, 87). Dort soll eine „neue Isis“ gezeugt werden, womit Jünger auf die Erdmutter verweist¹⁵⁷ (SW17, 338). Die Expedition in den Wald wird auch als „Große(n) Jagd“ und „kalydonische Jagd“ bezeichnet, womit auch hier der Bezug zur griechischen Mythologie deutlich wird (SW17, 373f.). Auf dieser mythischen Jagd schickt sich Venator an, die „Linie“ zu überschreiten und die Erdmutter als neue Quelle der Sinnggebung anzunehmen. Mit der Entscheidung für den Wald und gegen die magische Technik (es wird angedeutet, dass Venator sich auch für die Katakomben hätte entscheiden können; SW17, 341) setzt Venator klare Prioritäten: „[...] magisches Wissen ist zu verlernen, denn es wird trügen, wenn die kosmische Jagd beginnt. Das ist der Grund, aus dem die Götter letzthin auf die Hilfe des Menschen angewiesen sind“ (SW17, 63).

Jünger löst die scheinbar konkreten Bezüge zu Technik und Biologie in einem Gleichnis auf: Der Wald ist jetzt nicht mehr primär ein Ort genetischer Experimente, sondern versinnbildlicht die Überwindung des Nihilismus durch die Wiederkehr der Götter. Venators Waldgang symbolisiert ein qualitativ neues Bewusstsein, das gleichzeitig die Rückkehr zu einer verloren geglaubten sinnhaften Einbettung des Menschen ins Sein bedeutet: Es ist der „Rückweg vom Baum der Erkenntnis zu dem des Lebens [...]“ (SW17, 368). Der dermaßen mit den Göttern versöhnte Mensch kann nun dem titanischen Machtstreben entgegen treten. Hier ist Jünger wieder „An der Zeitmauer“ angelangt: Technik und Wissenschaft tragen zwar entscheidend zur „Erdvergeistigung“ bei, müssen aber in eine neue Sinntotalität eingebettet werden. Dies kann aber von Staat und Gesellschaft offenbar nicht geleistet werden: „Das Heil liegt im Einzelnen“ (s.o.).

Ändern wird sich Jüngers Weltbild, soweit es seinen Schriften zu entnehmen ist, von

¹⁵⁷ Isabelle Rozet weist hier treffend auf die Eigenschaft der altägyptischen Göttin Isis als Muttergottheit hin, vgl. Isabelle Rozet: Die großen Jagden. Eingang in die Welt des Mythos. In: Die großen Jagden, a.a.O., S. 147.

jetzt an nicht mehr. Auch seine letzten Prognosen („Gestaltwandel“, 1993) wiederholen Bekanntes: Die Technik mündet in Magie, die Kernwaffen werden im Weltstaat monopolisiert (SW19, 620). Auch der in „Eumeswil“ zum Ausdruck kommende Pessimismus bleibt erhalten: „Das nächste Jahrhundert gehört den Titanen; die Götter verlieren weiter an Ansehen“ (SW19, 615).

6. Exkurs: Martin Heideggers Frage nach der Technik

Martin Heidegger hat ausdrücklich betont, „Der Arbeiter“ habe ihm grundlegende Impulse für sein eigenes Fragen nach der Technik geliefert.¹⁵⁸ Ernst Jünger wiederum bezieht sich in seinem Werk mehrfach auf Heideggers Wort von der Technik als „Gestell“ (SW8, 539; SW19, 564, 586).

In Anlehnung an Jünger geht Heidegger davon aus, dass der gewandelte Begriff der Arbeit eine neue Qualität ausdrückt: „Denn die Arbeit (vgl. Ernst Jünger, „Der Arbeiter“ 1932) gelangt jetzt in den metaphysischen Rang der unbedingten Vergegenständlichung alles Anwesenden [...].“¹⁵⁹ Den Vorgang der Vergegenständlichung (vgl. Jüngers Ausführungen hierzu in „Über den Schmerz“, Kap. 4.1) führt Heidegger auf die Bestrebungen der neuzeitlichen Metaphysik (etwa bei René Descartes) zurück, den Menschen als aus der natürlichen Seinsordnung herausgehoben zu betrachten. Der Mensch tritt als alleiniges Subjekt einer Welt gegenüber, die nur noch aus Objekten besteht. Dies nennt Heidegger „die reine Herrschaft des metaphysisch zu denkenden 'Egoismus'“.¹⁶⁰

Diese Form des Egoismus zeigt sich auch im „Aufkommen der neuzeitlichen exakten Naturwissenschaft. Ihre Art des Vorstellens stellt der Natur als einem berechenbaren Kräftezusammenhang nach“ – die Natur wird von der Physik „gestellt“. Auch wenn es noch nicht sichtbar wird, ist hier das Wesen der Technik bereits vorhanden, ist also nicht selbst etwas Technisches.¹⁶¹

Um das Wesen der Technik zu bestimmen, betrachtet Heidegger zunächst den Technikbegriff der altgriechischen Philosophie, mit dem er ein „Her-vor-bringen“ (etwa eines handwerklich gefertigten Gegenstands oder eines Kunstwerks) bezeichnet sieht. Das Her-vor-bringen lässt etwas aus der Verborgenheit in die Unverborgenheit kommen. Dieses Kommen bezeichnet Heidegger nun als „Entbergen“. Auch die moderne Technik

158 Martin Heidegger (1955). In: Ernst Jünger – Martin Heidegger: Briefe 1949 – 1975, a.a.O., S. 155f.

159 Martin Heidegger: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen 1954, S. 72 [Klammerung mit dem Verweis auf Jünger von Martin Heidegger].

160 Heidegger, a.a.O., S. 84ff.

161 Heidegger, a.a.O., S. 13, 22, 29.

ist ein Entbergen, doch in gänzlich anderer Weise: Sie ist kein Her-vor-bringen in obigem Sinne, sondern ein Herausfordern: „Das in der modernen Technik waltende Entbergen ist ein Herausfordern, das an die Natur das Ansinnen stellt, Energie zu liefern, die als solche herausgefördert und gespeichert werden kann.“¹⁶²

In der Folge erscheint die gesamte Natur als Ansammlung vernutzbarer und umformbarer Ressourcen, was Heidegger mit dem Begriff der Bestellbarkeit umschreibt. Die Summe dessen (also alles, was vom herausfordernden Entbergen betroffen ist), nennt er den „Bestand“. Da der Mensch selbst herausgefördert ist, die Energien zu nutzen, und da er selbst Teil der Bestellbarkeit ist (so ist etwa ein Forstwart von der Holzverwertungsindustrie bestellt), gehört auch er zum Bestand. An diesem Punkt verschwindet der Gegenstand in die Gegenstandslosigkeit des Bestandes und der Mensch wird zum „Menschenmaterial“.¹⁶³ Die zunächst von der Metaphysik und dann von der Wissenschaft als Objekt betrachtete Natur löst sich vollends im Bestand auf, der Mensch nimmt eine neue Wirklichkeit wahr. Das hier wirkende Prinzip, das die Natur stellt und selbst den Menschen bestellbar macht, nennt Heidegger das „Ge-stell“, das Wesen der Technik. Der Mensch ist zwar an diesem Prozess beteiligt, doch „es geschieht nicht maßgebend durch ihn“ – das Ge-stell ist ein „Geschick des Entbergens“. Damit ist kein schicksalhafter Zwang gemeint, Heidegger geht jedoch von einer Eigengesetzlichkeit der Technik aus; sie ist daher seiner Auffassung nach kein neutrales Mittel.¹⁶⁴ Allerdings ist hier keine Dämonie am Werke, wie er ausdrücklich betont,¹⁶⁵ beschrieben ist eine Eigendynamik: Die Technik übt eine normative, orientierende Kraft auf das Handeln und Denken des Menschen aus.¹⁶⁶ Dies führt dazu, dass das Ge-stell dem Menschen den Zugang zum Wesen der Dinge und zu seinem eigenen Wesen verstellt. Im Ge-stell verbirgt sich aber auch „das Rettende“: Indem der Mensch das „Wesen der Technik bedenkt“, ist eine Neuorientierung möglich, die allerdings nicht willentlich herbeizuführen ist,¹⁶⁷ da der Mensch nicht willkürlich über sein Denken verfügen kann.¹⁶⁸

Das Walten des Ge-stells beschreibt grundsätzlich denselben Vorgang, den Ernst Jünger als „Totale Mobilmachung“, bzw. das „technische Denken“ bezeichnet hat. Während

162 Heidegger, a.a.O., S. 19ff.

163 Heidegger, a.a.O., S. 22ff.

164 Vgl. Heidegger, a.a.O., S. 13, 27ff.

165 Heidegger, a.a.O., S. 36.

166 Vgl. Andreas Luckner: Heidegger und das Denken der Technik. Bielefeld 2008, S. 101ff.

167 Vgl. Heidegger, a.a.O., S. 33ff., 98ff.

168 Vgl. Luckner, a.a.O., S. 131.

Jünger jedoch auf ein verborgenes metaphysisches Prinzip abhebt, das der Geschichte ein ermittelbares Ziel einschreibt, betont Heidegger die Verselbständigung der mathematisch-rationalistischen Denkweise – das Problem ist seiner Auffassung nach die Metaphysik selbst. Daraus erklärt sich auch der Disput bezüglich der Überwindung des Nihilismus: Jünger möchte die „Linie“ überschritten wissen, behält jedoch den Willen zur Macht (bzw. den Erdwillen) bei. Heidegger hingegen zielt auf die „Verwindung der Metaphysik“ ab, mahnt also ein Denken jenseits der Metaphysik des Willens an (vgl. Kap. 5.1).

7. Schluss

Ernst Jünger hat die rasante Entwicklung der Technik thematisiert wie kaum ein anderer Schriftsteller seiner Zeit. Er hat mit großer Beobachtungsschärfe verfolgt, wie sich in einem Vorgang ungeheurer Beschleunigung aller Lebensumstände durch Verkehr, Industrie, Massenmedien und Kommunikationstechnologien eine neue Umwelt konstituiert, die wiederum auf den Menschen einwirkt, das menschliche Bewusstsein verändert und neue Abhängigkeiten schafft. Es ist kaum zu bestreiten, dass Jünger mit seinen Prognosen auf die technische Entwicklung und ihre Folgen oft richtig gelegen hat. Problematisch ist allerdings, dass er von der scheinbaren Dämonie, der Eigengesetzlichkeit der Technik auf ein verborgenes, dem Menschen unbewusstes Ziel schließt, das er als schicksalhafte Notwendigkeit interpretiert.

Als Jünger aus dem Ersten Weltkrieg zurückkehrt – traumatisiert aber auch fasziniert von der Machtentfaltung der Waffentechnik – ist er von der Naturgesetzlichkeit des Krieges überzeugt. Hinzu kommt der Wunsch des ehemaligen Frontkämpfers nach einem starken, autoritären Staat und einem neuen Krieg, der die Schmach des Versailler Vertrages vergessen machen soll. Alles übrige findet Jünger im geistesgeschichtlichen Fundus seiner Zeit bereits vor: Das metaphysisch-biologistische Prinzip der Entelechie, die Metaphysik der Macht und das Denken in geschichtlichen Zyklen, die Gleichsetzung von Demokratie mit Demagogie, die lebensphilosophische Ablehnung des Rationalismus, der als Katalysator des Nihilismus gilt. In diesem Umfeld weist Jünger der Technik die Rolle eines Erfüllungsgehilfen des Weltgeistes zu: Sie macht tabula rasa mit allen traditionellen Werten und treibt die geschichtliche Bewegung einem Kulminationspunkt, einer Zeitenwende entgegen. Die Technik wirkt in und durch einen neuen Menschentypus, der derartig mit ihr verwächst, dass nur er allein in der Lage ist, sie zu handhaben (vgl. Kap.2). Alle Fäden laufen schließlich in „Der Arbeiter“

zusammen; hier benennt Jünger erstmals das Gestaltungsprinzip, durch das der dahinter agierende, blinde Wille zur Macht buchstäblich an Gestalt gewinnt: „Die Gestalt des Arbeiters“. Die weltweite Herrschaft des Arbeiters wird nun zum Sinn der Geschichte erklärt (vgl. Kap.3).

Es tritt allerdings eine Zeitenwende ein, mit der Jünger in dieser Form nicht gerechnet hatte: Erst durch das Schreckensregime des Nationalsozialismus, die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, den Holocaust und schließlich die Erschütterung der Welt durch die ersten zur Anwendung gebrachten Nuklearwaffen realisiert Jünger, dass seine Theorie fehlerhaft ist. Zu diesem Zeitpunkt hätte er sich vom „Arbeiter“, seinem kriegslüsternden Frühwerk und den publizistischen Hetztiraden distanzieren können. Stattdessen erklärt er den „Arbeiter“ nun zu einer zweckfreien Diagnose und leugnet damit, dass mit der NS-Herrschaft ziemlich genau das eingetreten ist, was er in „Der Arbeiter“ als wünschenswert dargestellt hatte. Damit beschädigt Jünger seine Glaubwürdigkeit, denn auch seine deutliche Verurteilung des Nationalsozialismus und die offenkundige Abkehr vom Gewaltparadigma entheben ihn nicht der Verantwortung für seine publizistische und schriftstellerische Agitation.

Um seine Theorie zu retten zu können, sucht und findet Jünger ein sinnstiftendes Korrektiv, das vor barbarischen Entgleisungen schützen soll: die Theologie. Diese bleibt jedoch inhaltlich gänzlich unbestimmt; man könnte auch sagen: Es ist ständig von ihr die Rede, doch sie findet in Jüngers Werk nicht statt (vgl. Kap. 4). Daher verwundert es wenig, dass sie schon wenige Jahre später durch den Glauben an eine nicht-personale Gottheit und beliebige esoterische Elemente ersetzt wird. Der Wille zur Macht verwandelt sich nun in den Erdwillen, die Perfektion der Technik und die damit einhergehende planetarische Herrschaft des Arbeiters wird zur Erdvergeistigung. Der soldatische Opfertod geht zunächst in der heroischen Opferbereitschaft des Arbeitertypus auf und wird schließlich vom christlichen Opfermotiv verdrängt. Von Entwicklung kann hier keine Rede sein, Jünger tauscht lediglich Begriffe gegeneinander aus, behält das ontologische Strukturmodell aus „Der Arbeiter“ und dessen metaphysische Begründung aber bei. Und wieder ist sein Blick auf eine Zeitenwende gerichtet (vgl. Kap. 5).

Auch die von Jünger angebotenen Lösungen zur Kontrolle des Gefahrenpotenzials der Technik (z.B. „Verödung“ der Welt, Kernphysik, Gentechnologie) folgen stets dem gleichen Muster. Nachdem es dem Arbeiter wider Erwarten nicht gelungen ist, die Technik zu bändigen, setzt Jünger alle Hoffnungen auf einen vollkommenen Regenten,

was nach dem vielfachen Missbrauch der staatlichen Macht durch die Nationalsozialisten geradezu naiv anmutet. Jüngers grundsätzliche Ablehnung der Demokratie führt zu einer erheblichen Einschränkung seiner politischen Perspektive: Immer sind es Eliten, bzw. Führer, die der „Masse“ die Entscheidungen abnehmen müssen – erst die Führungskader der „Arbeitsdemokratie“, dann der Regent in „Heliopolis“, der Weltstaat, und schließlich die Forscher-Eliten in „Eumeswil“. Zur Auffassung, dass das Gefahrenpotenzial der Technik im Zuge eines politisch-gesellschaftlichen Diskurses begrenzt werden könnte, kommt Jünger nicht. Dies ist wiederum auch an seine Technikauffassung gekoppelt: Von der Vorstellung einer metaphysisch bestimmten Eigengesetzlichkeit der Technik kann Jünger sich nicht lösen, weil er sonst das Fundament seiner Theorie aufgeben müsste.

Mit der zunehmenden Erweiterung von Jüngers Technik-Definition dringt diese „Dämonie“ in immer weitere Bereiche ein: Erst findet er sie in der Maschinen- und Waffentechnik, dann in der Infrastruktur, schließlich im „technischen Denken“ des Menschen, bis Jünger folgerichtig auch die Naturwissenschaften miteinbezieht. Da er überall die „Gestalt des Arbeiters“ am Werke sieht, sind der Kontrolle, bzw. Bändigung dieser metaphysischen Bewegung enge Grenzen gesteckt: sie erfordert ein Machtmonopol.

Als sich nach dem Zweiten Weltkrieg der erhoffte starke Staat, der von seinen Bürgern den Glauben an eine „höhere Vernunft“ autoritativ einfordert (Vgl. Kap.4.3), als unrealistisch erweist, verlegt sich Jünger darauf, das „Heil im Einzelnen“ zu suchen. Dieser Einzelne ist jedoch zuallererst der Leser, der sich unentwegt aufgefordert sieht, den Nihilismus in sich selbst zu überwinden und gegenaufklärerische Positionen als Korrektiv der Herrschaft des Arbeiters zu akzeptieren. Nicht umsonst betont Jünger wiederholt die Funktion des Dichters, der eben nicht nur Chronist seiner Zeit ist, sondern „beschwörende Kraft“ besitzt (vgl. Kap 5.1). Inwieweit hier von einer gezielten ideologischen Beeinflussung des Lesers gesprochen werden kann,¹⁶⁹ ist eine Frage, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zu klären ist.

Festzuhalten bleibt, dass Jüngers Technikphilosophie nicht mit Erkenntnissen aufwarten kann, die gegenwärtig und künftig noch diskussionswürdig sind, denn die angenommene „Dämonie“ der Technik spielt im politischen und wissenschaftlichen

169 Vgl. hierzu Seferens, a.a.O., S. 10: Seferens geht davon aus, dass die Uneigentlichkeit der poetischen Rede Jünger als Medium für eine politisch-strategische Theoriebildung und als breitenwirksames Instrument dient, mit dessen Hilfe der Autor auf das „(Unter-)Bewußtsein“ des Lesers einzuwirken versucht.

Technikdiskurs bereits seit einigen Jahrzehnten keine Rolle mehr.¹⁷⁰ Der Autor schaut zwar beständig in die Zukunft, die theoretischen Grundlagen seiner Weltdeutung entstammen jedoch zu großen Teilen dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert. Wie es scheint, sieht auch der stereoskopische Blick bisweilen eindimensional.

¹⁷⁰ Vgl. Sieferle, a.a.O, S. 97.

Literatur- und Abkürzungsverzeichnis

1. Schriften Ernst Jüngers

a) Werke

Sämtliche Werke, 18 Bände, ergänzt durch vier Supplement-Bände, Stuttgart: Klett-Cotta 1978 – 83 (=SW)

Heliopolis. Rückblick auf eine Stadt. Sonderausgabe des Europäischen Buchklubs, Stuttgart, Zürich, Salzburg, o.J. (=H)
[Text und Paginierung identisch mit der Erstausgabe, Tübingen 1949]

In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers. 3. Aufl., Berlin 1922 (=SG2)

Politische Publizistik. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Sven Olaf Berggötz. Stuttgart 2001 (=PP)

b) Briefwechsel

Ernst Jünger – Martin Heidegger: Briefe 1949 – 1975. Hrsg. unter Mitarbeit von Simone Maier, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Peter Figal, Stuttgart 2008 (=Ernst Jünger – Martin Heidegger: Briefe)

2. Literatur über Ernst Jünger

a) Sammelbände / Handbücher

Figal, Günter und Georg Knapp (Hrsg.): Prognosen. Tübingen 2001 (=Prognosen)

Hagestedt, Lutz (Hrsg.): Ernst Jünger. Politik – Mythos – Kunst. Berlin 2004 (=Politik – Mythos – Kunst)

Koslowski, Peter (Hrsg.): Die großen Jagden des Mythos. Ernst Jünger in Frankreich. München 1996 (=Die großen Jagden)

Müller, Hans-Harald und Harro Segeberg (Hrsg.): Ernst Jünger im 20. Jahrhundert. München 1995 (=Ernst Jünger im 20. Jh.)

Strack, Friedrich (Hrsg.): Titan Technik. Ernst und Friedrich Georg Jünger über das technische Zeitalter. Würzburg 2000 (=Titan Technik)

Zarska, Natalia, Gerald Diesener, Wojciech Kunicki (Hrsg.): Ernst Jünger – eine Bilanz. Leipzig 2010 (= Eine Bilanz)

b) Monographien und Aufsätze

Blok, Vincent: Stereoskopie und Trigonometrie. Jüngers Methode im Licht des Sizilischen Briefes an den Mann im Mond. In: Eine Bilanz, S. 58-73

- Blumenberg, Hans: Der Mann vom Mond. Über Ernst Jünger. Hrsg. von Alexander Schmitz und Marcel Lepper, Frankfurt/Main 2007
- Bohrer, Karl-Heinz: Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk. München, Wien 1978
- Dupeux, Louis: Der „Neue Nationalismus“ Ernst Jüngers 1925-1932. Vom heroischen Soldatentum zur politisch-metaphysischen Totalität. In: Die großen Jagden, S. 15-40
- Esselborn, Hans: Die Verwandlung von Politik in Naturgeschichte der Macht. Der Bürgerkrieg in Ernst Jüngers Marmorklippen und Heliopolis. In: Wirkendes Wort, hrsg. von Heinz Rölleke, 47. Jg. 1997, S. 45-58
- Figal, Günter: Der metaphysische Charakter der Moderne. Ernst Jüngers Schrift *Über die Linie* (1950) und Martin Heideggers Kritik *Über „Die Linie“* (1955). In: Ernst Jünger im 20. Jh., S. 181-197
- Fiorentino, Francesco: Mythographie einer zersplitterten Welt. Ernst Jüngers konservativ-revolutionäre Antwort auf die Moderne. In: Prognosen, hrsg. von Günter Figal und Georg Knapp, Tübingen 2001, S. 54-72
- Gaede, Friedrich: Technische oder monadische Welt? Zur Grundlage und Kritik von Ernst Jüngers Begriff und Kritik der Technik. In: Titan Technik, S. 43-55
- Gorgone, Sandro: Zeitlichkeit und *posthistoire* bei Ernst Jünger. Geo-philosophische Rezeption und Aktualität seines Werkes. In: Eine Bilanz, S. 472-485
- Hayer, Ralf: Ernst Jüngers Heliopolis im Spiegel der Literaturkritik. In: Eine Bilanz, S. 498-509
- Hervier, Julien: Versuch einer Standortbestimmung von Eumeswil. In: Die großen Jagden, S. 97-114
- Kiesel, Helmuth: Ernst Jünger. Die Biographie. München 2009 (=Kiesel 2009)
- Ders.: Tendenzen der publizistischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Ernst Jünger und seinem Werk. In: Eine Bilanz, S. 512-519 (=Kiesel 2010)
- Kosloswki, Peter: Der Mythos der Moderne. Die dichterische Philosophie Ernst Jüngers. München, 1991 (=Koslowski 1991)
- Ders.: Die Rückkehr des Titanen Mensch zur Erde und das Ende der „Geschichte“. Jüngers Essay *An der Zeitmauer*. In: Ernst Jünger im 20. Jh., S. 217-247 (=Koslowski 1995)
- Krah, Hans: Die Apokalypse als literarische Technik. In: Politik – Mythos – Kunst, S. 225-251

Löffler, Thomas: Ernst Jüngers organologische Verwindung der Technik auf dem Hintergrund der Biotheorie seines akademischen Lehrers Hans Driesch. In: Titan Technik S. 57-67

Martus, Steffen: Ernst Jünger, Stuttgart 2001 (=Martus 2001)

Ders.: Scheitern als Chance. Ernst Jüngers Kunst der Niederlage. In: Politik – Mythos – Kunst, S. 253-270 (=Martus 2004)

Merlio, Gilbert: Kultur- und Technikkritik vor und nach dem ersten Weltkrieg. In: Titan Technik, S. 19-41

Ders.: Jünger und Spengler. In: Die großen Jagden, S. 41-60

Meyer, Martin: Ernst Jünger. München/Wien 1990

Mohler, Armin: Ravensburger Tagebuch. Meine Zeit mit Ernst Jünger 1949/50. Mit einem Nachtrag in Wilflingen 1950 - 1953 von Edith Mohler, Wien, Leipzig 1999

Müller, Hans Harald: „Im Grunde erlebt jeder seinen eigenen Krieg“. Das Kriegserlebnis im Frühwerk Ernst Jüngers. In: Ernst Jünger im 20. Jh., S. 13-37

Noack, Paul: Ernst Jünger. Eine Biographie. Berlin 1998

Poncet, Francois: Das Kleid der Erde. Ein Bild des Unvorhersehbaren. In: Prognosen, S. 107-120

Riedel, Nicolai: Ernst Jünger Bibliographie. Wissenschaftliche und essayistische Beiträge zu seinem Werk (1928 – 2002). Stuttgart, Weimar 2003

Rozet, Isabelle: Die großen Jagden. Eingang in die Welt des Mythos. In: Die großen Jagden, S. 133-148

Seferens, Horst: Leute von übermorgen und von vorgestern. Ernst Jüngers Ikonographie der Gegenaufklärung und die deutsche Rechte nach 1945. Bodenheim 1998

Segeberg, Harro: Prosa der Apokalypse im Medienzeitalter. In: Ernst Jünger im 20. Jahrhundert, S. 97-123 (=Segeberg 1995)

Ders.: Ernst Jüngers „Gläserne Bienen“ als „Frage nach der Technik“. In: Titan Technik, S. 211-224 (=Segeberg 2000)

Seubold, Günter: Martin Heideggers Stellungnahme zu Jüngers „Arbeiter“ im Spiegel seiner Technikkritik. In: Titan Technik, S. 119-132

Sieferle, Rolf Peter: Die „Gestalt des Arbeiters“ im technischen Zeitalter. Eine Einführung. In: Titan Technik, S. 91-97

Streim, Gregor: Das Ende des Anthropozentrismus. Anthropologie und Geschichtskritik in der deutschen Literatur zwischen 1930 und 1950. Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. Hrsg. von Ernst Osterkamp und Werner Röcke, Berlin 2008

Trawny, Peter: Die Autorität des Zeugen. Ernst Jüngers politisches Werk. Berlin 2009

Verboven, Hans: Die Metapher als Ideologie. Eine kognitiv-semantische Analyse der Kriegsmetaphorik im Frühwerk Ernst Jüngers. Heidelberg 2003

Volmert, Johannes: Ernst Jünger. „In Stahlgewittern“. München 1985

Wünsch, Marianne: Ernst Jünger „Der Arbeiter“. Grundpositionen und Probleme. In: Politik, Mythos, Kunst, S. 459-475

Schröter, Olaf: „Es ist am Technischen viel Illusion“. Die Technik im Werk Ernst Jüngers. Diss. phil. Berlin 1993

Schwarz, Theodor: Zur Technikphilosophie Ernst Jüngers. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 15. Jg. (1967), S. 528-535

Teichmann, Dieter: Über die Einheit menschlicher und technischer Entwicklung. Eine Auseinandersetzung mit der Mystifizierung der Technik in Ernst Jüngers Werk. Diss. phil. Leipzig 1961

c) Interview

Gnoli, Antonio und Francesco Volpi: Ernst Jünger. Die kommenden Titanen. Wien 2002

3. Sonstige Literatur und Hilfsmittel

Felken, Detlef: Oswald Spengler. Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur. München 1988

Heidegger, Martin: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen 1954

Jünger, Friedrich Georg: Die Perfektion der Technik. Frankfurt/Main 1944

Lethen, Helmut: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt/Main 1994

Luckner, Andreas: Heidegger und das Denken der Technik. Bielefeld 2008

Mann, Golo: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt/Main 1958

Prechtel, Peter und Franz-Peter Burkard (Hrsg.), Metzler Lexikon Philosophie, 3., erw. und aktualisierte Auflage. Stuttgart 2008

Radkau, Joachim: Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis heute. Frankfurt/Main 2008

Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. 47. Aufl., Düsseldorf 2007

Theweleit, Klaus: Männerphantasien. Basel 1986